

Universitäts- und Landesbibliothek Bonn

Richard Rothe und seine Freunde

Hausrath, Adolf

Berlin, 1902

I. Im Elternhause 1799-1817

urn:nbn:de:hbz:5:1-25899

Im Elternhause

1799—1817

Von der großen Mehrzahl der Theologen, zumal von seinen späteren Freunden, dem Handwerkersohne Tholuck, dem Accisforsohne Stier, dem Cantorsohne Hahn und den zahlreichen Pastorensohnen seines theologischen Kreises unterschied sich Rothe schon dadurch, daß er aus einer höheren Beamtenfamilie hervorgegangen war. Die bezaubernde Anmuth seines Wesens und seiner Formen war ererbt und anerzogen von dem vornehmen Kreise, aus dem er stammte und in dem er aufwuchs. Was die Weltkinder seine vollendete Liebenswürdigkeit, die Theologen seine Heiligkeit nannten, war das Product der gebildeten Umgebung, in der er sich entwickelt hatte. Namentlich der richterliche Hinblick auf andere, dem theologischen Auge so geläufig, war ihm fremd, theils in Folge seiner Bescheidenheit, theils in Folge seiner guten Erziehung. Beide Eltern, der etwas bureaukratische Vater und die stark rationalistische Mutter, waren hochgebildete und treffliche Menschen. Der Vater, zuletzt unter Merckel Geheimer Ober-Regierungsrath in Breslau, war einer jener preussischen Beamten der alten Schule, von denen man mit Recht gesagt hat, Luther's feste Burg und die Erinnerungen an die Potsdamer Wachtparade des großen Fritz seien ihnen in eines verschmolzen. Er erscheint in den Briefen des Sohnes als das Bild eines fleißigen, genügsamen Beamten, dessen Erholung von ermüdender Bureauarbeit ein Spielchen mit der Frau und die Pflege seiner Blumen war. Wenn er einstens Pastor sei, schreibt ihm sein Sohn einmal, dann solle die Zeit kommen, „wo wir mit und unter den Blumen leben, und dann mache ich mich auch noch hinter die Botanik“. Dabei besaß der Vater die strenge Ehrenhaftigkeit und den herben Freimuth eines Beamten der alten Schule. „Du hast sehr recht,“ schreibt ihm sein Sohn, „daß wir beide keine Leisetreter sind . . . und ich glaube, daß man sich auf diesem Wege immer Achtung und am Ende sogar die wenigsten Feinde erwirbt. Wenigstens ist dieß an Deinem Beispiel klar.“ So war der alte Geheimrath eine gemessene, vornehme Persönlichkeit. Heidelberger, die ihn noch gekannt haben, nannten ihn etwas steif, aber sehr höflich. Die Mutter, das rechte Bild einer geistesklaren norddeutschen Dame, war die Tochter eines Hofrath Müller in Liegnitz.

Belesen, praktisch und aufgeklärt hatte sie einen entschiedenen Widerwillen gegen alle Pietisterei. Richard's intimster Freund nennt sie „eine geistreiche Frau“. Dieser treueste Spielkamerad und späterer Studiengenosse war der nachmalige Appellationsgerichtspräsident Moritz von Schrötter, mit dem Rothe von Kindesbeinen bis zum Greisenalter gute Freundschaft hielt. Daß die theologische Absonderung und die Interessen des Pastorenhauses dem Knaben völlig fremd blieben, während er an der ernsten Arbeit des Vaters und seiner Freunde Respekt vor dem Staate lernte, erklärt die Stellung auch des späteren Theologen. Den Staat in Gegensatz zu stellen zur Religion, kam ihm nie in den Sinn; er wußte von Jugend auf nicht anders als daß das Reich Gottes sich in der bürgerlichen Gesellschaft entfalte, nicht in der Kirche. Die Ansicht der Welt aus dem Pfarrhausfenster war ihm unbekannt.

Zur Zeit der Geburt des Sohnes (28. Januar 1799) stand der Vater in Posen als Auditeur, dann als Steuerreferent in Stettin, und als der einzige Sohn elf Jahre alt war, wurde die Familie nach Breslau versetzt, wo der Vater in der Regierung eine Hauptstütze des wegen seiner umsichtigen und freisinnigen Verwaltung geschätzten Präsidenten Merdel wurde. In der erinnerungsreichen Stadt mit den hohen alten Giebelhäusern und dem imposanten Rathhause war es, wo der Knabe aus der glücklichen Dumpsheit des Kindesalters zu hellem Bewußtsein erwachte und mit empfänglichem Gemüth die geschichtlichen Eindrücke rings umher in sich aufnahm. So wurde Schlesien Richard's eigentliche Heimath. Den Antrag, in eine höhere Stellung nach Berlin zu gehen, lehnte der Vater ab, da sich die Familie in der Heimath der Frau am wohlsten fühlte. Die freundliche Höflichkeit, das stets Verbindliche des gebildeten Schlesiens war auch für Rothe charakteristisch. Sein Jugendfreund von Schrötter schildert ihn als ein Kind von immer gleich bleibender Heiterkeit und Liebenswürdigkeit; aber ein kleiner Sonderling war er und zog sich gern in seine einsame Traumwelt zurück. Er habe als Kind „viel nach innen hinein gelebt“, hieß es in einer von Schenkel benützten, dann vernichteten handschriftlichen Aufzeichnung.*) Daß er ohne Geschwister aufwuchs, wird auch dazu beigetragen haben, diesen Zug zur Einkehr in sich selbst zu entwickeln. Wir besitzen den Anfang einer Selbstbiographie Rothe's**), die der Handschrift nach etwa aus dem zwölften oder dreizehnten Lebensjahre herühren mag, und die der kleine Mann überschreibt: „Notizen zur früheren Bildungs-geschichte meines Geistes bis zum zehnten Jahre.“ Richard erzählt da: „Es war der 28^{te} Januar 1799, wo ich zu Posen, im damaligen Südpreußen, des Abends nach 10 Uhr das Licht der Welt erblickte. Weit ent-

*) Allg. kirchl. Zeitschrift 8, 531.

**) Bibliothek des Ponterus-Gymnasiums in Kronstadt.

fernt bin
dieß wen
die Ausbi
Jahren
Zustand
dem äußer
doch diese
heiten in
Wiederher
Wenn mi
doch stark
keine Gefe
gewissenha
französisch
mich in
wierigen
zwangen
schäftigt
lebendig
kaum wei
So ging
im Stand
möchte es
sogenannte
nämlich z
fabe ware
stimmung.
(Vertuch's
Erdrtheile
ich nicht
in mir ve
durch gew
und nach
schiedene
führlicher
Vorliebe,
liche Gemi
druck. M
nämlich v
den jugen

fernt bin ich davon die äußern Schicksale meines Lebens heranzählen, die ohnedieß wenig ausgezeichnet sind; nur so weit sie einen wesentlichen Einfluß auf die Ausbildung meines Geistes haben, muß ich sie erwähnen. Von den frühesten Jahren unseres Lebens wissen wir wohl alle, besonders in Hinsicht auf den Zustand unseres Inneren wenig, so geht es auch mir . . . Nur Weniges von dem äußern Zustand meines Körpers. Ich war von Natur stark und kräftig, doch diese meine äußere Kraft ward durch äußerst gefährliche und lange Krankheiten in meiner frühesten Kindheit so geschwächt, daß alle an meiner gänzlichen Wiederherstellung zweifelten. Aber was nicht verderben soll, verdirbt nicht. Wenn mich diese Kränklichkeit auch bis in's achte Jahr verfolgte, so war ich doch stark genug, um für meine Bildung zu wirken. Meine Eltern versäumten keine Gelegenheit, mir guten Unterricht zu verschaffen und ich glaube diese gewissenhaft benutzt zu haben. Besonders gute Fortschritte machte ich in der französischen Sprache, die mein Vater besonders eifrig betrieb. Indessen störten mich in meinen Lectionen häufig wieder zurückkehrende Anfälle von oft langwierigen Krankheiten. Aber eben diese Krankheiten gaben mir Gelegenheit und zwangen mich gleichsam zum Nachdenken. Der menschliche Geist will stets beschäftigt sein, besonders der meinige, der, wie ich nicht läugnen kann, sehr lebendig war. Aber es wird dem Menschen in den früheren Jahren, wo er kaum weiß, daß er einen Geist hat, sehr schwer dieses Gut zu gebrauchen. So ging es auch mir. Mein Geist wollte Beschäftigung und ich war nicht im Stande, ihm solche zu gewähren. Dieß nennen manche Langeweile, ich möchte es aber kaum — besonders bei Kindern — so nennen. Um dieser sogenannten Langeweile abzuweichen griff man zu den gewöhnlichen Mitteln, nämlich zu Erzählungen und zu Bilderbüchern. Die ersteren, die meist sehr fade waren, fruchteten wenig. Desto mehr erfüllten die Letzteren ihre Bestimmung. Denn glücklicher Weise war es ein bedeutendes schätzbares Werk (Vertuch's Bilderbuch?), dessen kolorirte Kupfer mich mit den Bewohnern aller Erdtheile bekannt machten, welches man mir vorlegte, und dieses betrachtete ich nicht nur mit den Augen, sondern auch mit dem Geiste und entwickelte so in mir verschiedene Vorstellungen über die Menschen und ihr Leben, und hiedurch gewöhnte ich mich an das Selbstdenken, das mir die Gesellschaft nach und nach immer entbehrlicher machte, und hierin hat meine nachherige entschiedene Neigung für die Einsamkeit ihren Grund, von der ich bald ausführlicher zu reden Gelegenheit finden werde. Ich muß auch hier eine gewisse Vorliebe, die ich für das Theater damals hegte, erwähnen. Auf das jugendliche Gemüth macht alles Farbige und Glänzende einen unwillkürlichen Eindruck. Allein dieser Hang wurde wenig befriedigt. Meine Eltern gingen nämlich von der Meinung aus: das zu häufige Besuchen des Theaters setze den jugendlichen Gemüthern allerhand schiefe Vorstellungen in den Kopf."

Damit reißt leider unser Manuscript ab, das doch auch in dieser fragmentarischen Gestalt ein treues Bild des wohlherzogenen, innerlich lebendigen und etwas altflugen, weil unter Alten aufwachsenden, Knaben gibt.

Von dem damaligen Breslau, das jedem Gebildeten aus Freytag's „Soll und Haben“ bekannt ist, gibt der Norweger Henrik Steffens, dem Rothe später persönlich näher trat, in seinen Lebenserinnerungen ein im Ganzen wenig erfreuliches Bild. „Innerhalb des engen Raums einer Festung waren 60- bis 70,000 Menschen zusammengedrängt. Dennoch imponierte die Stadt. Die hohen Häuser, die engen düstern Straßen, die Waarenlager, die auf einen großen Betrieb deuteten, erregten die Aufmerksamkeit; Kirchen und alte Gebäude legten Zeugnisse von einer bedeutenden Vergangenheit ab.“ „Von den Bastionen der zerstörten Wälle (den *remparts*) aus erblickte man den Zobtenberg und der lange Gebirgszug des Sudeten- und Riesengebirges ließ sich deutlich erkennen.“ Die halb slavische Bevölkerung war der Mehrzahl nach katholisch, in den engen Horizont ihrer Familieninteressen beschränkt. Anfangs stieß ihre Weise den Fremden ab, „aber wie anders,“ sagt Steffens, „erschien das geistig bedeutende, gemüthliche, herzliche Volk, wenn man es näher kennen lernte!“ Dem jungen Rothe war das schlesische Landvolk von Anfang an sympathisch. Er schreibt noch später mehrmals: Landpfarrer wolle er werden, aber nirgend anders als bei den freundlichen Schlesiern.

Das großstädtische, theilweise recht verdorbene Leben hat den im elterlichen Hause reich Beglückten und wohl Behüteten wenig berührt. Er blieb fast zu lang das Nesthäkchen und noch als Student schreibt er: „Könnte ich Euch doch erst wieder aus dem Bette eine gute Nacht zurufen, und ohne Licht zu Bette gehen hinter der Glasthüre! Wann werde ich es wieder?“ Die Gesellschaft, die im väterlichen Hause aus- und einging, bestand aus höheren Beamtenfamilien und dem umliegenden Landadel. Die Müller'sche Verwandtschaft war meist durch irgend ein jüngeres weibliches Glied vertreten, das dann das Herz des phantasievollen Knaben stark in Anspruch zu nehmen pflegte. Auch mit seinem Vetter Ludwig Müller schloß er eine schwärmerische Freundschaft. Als einziges Kind vornehmer Eltern wurde Richard musterhaft erzogen und seine Kameraden nannten ihn wegen seiner Nettigkeit und Accurateffe „das Prinzchen“. Dieses Bedürfniß der Ordnung und Anmuth und die peinliche Sauberkeit blieb ihm und zeichnete noch den alten Herrn in stets weißester Halsbinde und ohne Stäubchen auf dem Rock vortheilhaft vor andern Gelehrten aus. Aus seinen Knabenträumen wurde er zuerst durch den Kriegslärm 1813 aufgerüttelt. Während der ersten drei Monate dieses Jahres residierte der preussische Hof in Breslau und die Stadt war Mittelpunkt der großen patriotischen Bewegung. Freiherr vom Stein und Ernst Moritz Arndt entwickelten hier ihre organisatorische Thätigkeit und auch das Rothe'sche Haus

war stets
der Freie
Rothe's C
im Otko
Dennoch
in Meml
Napoleon
des große
Mitleid
Promethe
allen Für
Selbst in
Held von
schaft mein
An
Confirmat
richt zu r
thätigen C
aus dem
werden na
bei Seite
Kindheit
seine relig
der Jüng
pflegt, die
gläubig g
von der V
dreimal ge
die Folter
ausgeredet
weißigten
und von S
Unsinn, I
entseßlich
Unerkklärlic
„mehr Lid
nach mehr
kommen.
hatten Der
Gottesglau

war stets belebt von Verwandten und jungen Freunden, die sich in die Schaaren der Freiwilligen und der Landwehr einreihen ließen. Um Pfingsten mußten Rothe's Eltern mit ihm die von Napoleon bedrohte Stadt verlassen und erst im Oktober, nach dem Siege der Preußen an der Ratzbach, kehrten sie zurück. Dennoch ist der Knabe niemals ein Franzosenfeind geworden. Wie gleichzeitig in Memleben der Kurfürst Leopold Ranke mit der ganzen Klosterschule für Napoleon schwärmte, so war der junge Rothe getheilt zwischen Bewunderung des großen Feldherrn und der Liebe zum eigenen Volke. Als dann gar noch Mitleid mit dem Verbannten und an die einsame Klippe angeschmiedeten Prometheus hinzukam, konnte der Primaner schreiben, Bonaparte allein von allen Fürsten habe das Bestreben gehabt, die Menschheit vorwärts zu bringen. Selbst in den Briefen des Heidelberger Studenten ist der Korse noch immer „der Held von S. Helena“ und im Gegensatz zu dem Franzosenhass der Burschenschaft meint Rothe, daß der wahren Deutschtum Napoleon gar nicht im Wege stehe.

An diese bedeutsamen Ereignisse reihte sich dann im Jahre 1815 die Confirmation. Der wunderliche Gang, den der rationalistische Religionsunterricht zu nehmen pflegt, ist der, daß dem Kinde zuerst das Bild des wunderthätigen Gottessohnes eingepägt wird. In den folgenden Klassen wird dann aus dem Gottessohne mehr und mehr der Menschensohn und die Wunder werden natürlich oder allegorisch erklärt oder mit allerlei allger-einen Wendungen bei Seite geschoben. Es gibt aber immer etliche, die das Jesusbild ihrer Kindheit und der Evangelien festhalten und unter diese gehörte Rothe. Für seine religiöse Entwicklung war es entscheidend, daß in den Jahren, in denen der Jüngling den geheimnißvollen Problemen des Lebens näher zu treten pflegt, die vorherrschende Strömung die unter dem Einflusse der Freiheitskriege gläubig gewordene Romantik war, während sich die Gemüther immer mehr von der Aufklärung lösten, die bis dahin allein das Wort geführt hatte. Die dreimal gesegnete Aufklärung, die den Theologen die Hexenprocesse, den Juristen die Folter, den Aerzten die günstigen Tage und den Einfluß der Mondphasen ausgerebet hatte, war in Mißcredit gekommen, seit sie ein Stück der langweiligsten Predigten und des nüchternen preußischen Landrechts geworden war und von Katheder, Kanzel und Amtschelle ausgeboten wurde. Vernunft wird Unsinn, Wohlthat Plage im Munde der Philister. Seit die Aufklärung so entseßlich klar und selbstgefällig sich breit machte, gewann das Unklare und Unerklärliche poetischen Reiz. Die Alten riefen noch auf dem Sterbebette: „mehr Licht“, die Jungen sehnten sich in den hellen Morgenstunden des Lebens nach mehr Finsterniß. Dazu waren die Eindrücke des heiligen Krieges gekommen. Im Schlachtendonner und in den stillen Nächten beim Wachfeuer hatten Deutschlands tapferste Söhne erfahren, welche andere Kraft und festerer Gottesglaube aus den alten Kirchengesängen rede als aus den neuen religiösen

Liedern, die nichts waren als gereimte rationalistische Predigten. So erwachte ein Geist, dem die Alten mit Kopfschütteln gegenüberstanden, der aber gerade die Begabtesten und gemüthlich Empfänglichsten unwiderstehlich in seinen Bann zog und zu diesen gehörte Richard Rothe. Für das Verhältniß der alten und neuen Generation in Betreff der Religion ist der Briefwechsel des alten Rothe mit seinem Sohne geradezu typisch. Es gibt schwerlich einen, der für diesen Umschlag der Anschauungen bezeichnender und lehrreicher wäre.

Seinen Weg in Sachen des Glaubens hatte der Knabe sich allein suchen müssen. Er selbst hatte sich die Bibel hervorgeholt und der einzige Führer, den er fand, war „der göttliche Jüngling“ gewesen, wie Schleiermacher ihn nannte, der Liebling der neuen Schule, Novalis. Aus Novalis hat Rothe seine ersten tieferen religiösen Anregungen empfangen und ihm ist er durch sein ganzes Leben treu geblieben. Noch einer seiner letzten öffentlichen Vorträge auf dem Museum in Heidelberg bezog sich auf Hardenberg. Ein Vetter hatte ihm den Osterdingen geschenkt, „da er doch das Unsinnigste am liebsten lese“. Er hatte es damit getroffen. Keinem andern Romantiker stand Rothe innerlich so nahe und die ersten Formen seiner Frömmigkeit hat er von ihm. Novalis' Entschluß: „wenn alle untreu werden, so bleib' doch ich Dir treu“, war auch für Rothe im rationalistischen Vaterhause und der weltförmigen Umgebung ein heiliges Gelübde.

„Oft muß ich bitter weinen,
Daß Du gestorben bist,
Und mancher von den Deinen
Dich lebenslang vergift.
Von Liebe nur durchdrungen
Hast Du so viel gethan,
Und doch bist Du verklungen
Und keiner denkt daran.“

Es ist einfach ein Echo dieser Verse Hardenberg's, wenn der Knabe in einem seiner Gedichte klagt:

„Uns aber, Novalis, uns ist das Loos gefallen,
Die Wenigen zu sein von jenen Vielen allen,
Die Glaube an den heil'gen Sohn beseelt.“

In einem Zwiegespräche mit dem geschiedenen Dichter redet der Sechszehnjährige Novalis' Geist an:

„Bist Du's, Schatten meiner Träume?
Bist Du's, meines Sehnsens Sohn?
Steigst Du in der Hölle Räume
Von des Seelenvaters Thron?
Bist Du Novalis?“

Solche
deren e
träumen
blumige
weise
Rechenf

Der B
berichtet
alles a
Jugend
Freunde
es hier,
Gelegen
aber an
drängni
Söhnen
militäri
Meile
gleich b
mit leb
Bruder
begleitet
schwächl
mit eine
schick, u
lich, da
ich wah
Schulun
seine G
aber S
Briefen
steller
selbst a
Schnitzel
wir vol
„wenn
Blume,
Religion

Solche Gedichte unterzeichnet er mit dem Dichternamen Theoron, und es ist deren eine gewaltige Zahl. Ein charakteristisches Bild seines damaligen Herumträumens gibt es, wenn der Knabe erzählt: „Als ich einst einsam in einer blumigen Flur lustwandelte, schlug ich in seligem Gefühl befangen zufälligerweise mehrere Blumen mit einer Ruthe nieder. Als ich mich darüber um Rechenschaft befragte, sagte ich mir ganz unwillkürlich die beiden Verse vor:

„Die schwachen Blumen müssen fallen bis die Blitze
Sich gluthentlohernd sammeln über des Jehova Sitz.“

Derierzehnjährige wird so zum harmlosen Apokalyptiker. Auch sonst wird berichtet, daß er allein viel mit sich selbst zu sprechen pflegte. Dennoch ist alles an ihm gesund und lebensfrisch. Wir besitzen über diese fröhlichen Jugendjahre Rothe's durch Nippold eine lebenswürdige Aufzeichnung seines Freundes von Schrötter. „In den beiderseitigen elterlichen Häusern,“ heißt es hier, „waren wir allwöchentlich zu mehreren Malen zusammen, bei welchen Gelegenheiten meistens wissenschaftliche Gespräche gepflogen wurden. Es wurden aber auch Excursionen unternommen, und da in der Zeit der politischen Bedrängniß die patriotischen Gefühle und Wünsche der Eltern sich auch den Söhnen mitgetheilt hatten, so wurden im Verein mit andern Altersgenossen militärische Uebungen gepflegt, und bei dem Besuche des vielleicht eine halbe Meile entfernten Lustortes Scheitrich Gefechte geliefert. In seiner sich immer gleich bleibenden kindlichen Heiterkeit nahm Rothe an allen solchen Vergnügungen mit lebhaftem Interesse Theil, und ebenso zeigte er, als er mich und meinen Bruder im Jahre 1811 nach Gnerau, dem damaligen Gute meines Vaters, begleitete, viel Gefallen an dem Landleben. Wenn auch nicht groß und von schwächerer Constitution, erfreute er sich doch einer festen Gesundheit, und mit einer gewissen Leichtigkeit, freilich nicht gerade immer mit besonderem Geschick, unterzog er sich körperlichen Anstrengungen. Nur ist mir nicht erinnerlich, daß er Tanzunterricht gehabt, oder je getanzt hat, und ebenso wenig habe ich wahrgenommen, daß ihm Musikunterricht erteilt worden ist.“ Ueber den Schulunterricht sind unsere Nachrichten wenig ausgiebig. Rothe hat zwar seine Gedichte und privaten Ausarbeitungen bis in die früheste Zeit gesammelt, aber Schulhefte haben sich nur in kleinen Bruchstücken erhalten. In den Briefen gedenkt er des Gymnasialdirectors Kayßler und des auch als Schriftsteller bekannten Professors Kephialides mit besonderer Liebe, das Gymnasium selbst aber hat er so gut wie der gleichaltrige Tholuck als eine „Dörr- und Schnitzelbank“ betrachtet. Von kirchlichen Eindrücken auf den Knaben erfahren wir vollends nichts. Wie Wilhelm Rossmann, so konnte auch Rothe sagen, „wenn ich den Garten meiner Kindheit durchwandere, finde ich keine einzige Blume, die die Kirche in denselben gepflanzt hätte“. Die rationalistischen Religionslehrer besaßen nicht die Gabe, den willigen jungen Gemüthern die

Glaubenslehren mit den Ahnungen ihrer innern Welt zu vermitteln. Seine tiefsten Jugendindrücke empfing der Knabe auch nicht vom Gottesdienste, sondern vom Theater, in dem er, wie er selbst gesteht, die romantischen Stücke allen andern vorzog. So ist die Romantik der Grundton, auf den seine Frömmigkeit gestimmt bleibt. Er betrachtete, wie er sagt, die Religion „als die Erlösung von der Trivialität dieses herkömmlichen Daseins“. Wie er dazu kam, zur großen und nicht gerade freudigen Ueberraschung seiner Eltern, sich für das Studium der Theologie zu entscheiden, läßt sich aus dem Gang seiner Lecture erschließen, aus der er eine große Sammlung von genau datirten Excerpten hinterlassen hat. *) Unbedeutendes hat er nirgend abgeschrieben, auch keine blendenden Phrasen, vielmehr ist für einen sechzehnjährigen Knaben die Auswahl auffallend ernst. Er sucht das Tiefgründige, und die Auszüge sind mit so reifem Urtheil gemacht, daß man sie noch heute als romantische Anthologie zusammendrucken könnte. Zunächst stimmt Nothe in seinen Aufzeichnungen dem Worte Jean Paul's zu, daß die Poesie erst die Herzen erweichen und umpflügen müsse, ehe der Same der Religion aufgehen könne. Auf diese Weise war der Proceß in ihm selbst verlaufen und es war das der Gang, den die ganze Nation damals durchmachte. Deutschland verdankte die Möglichkeit einer religiösen Erweckung seinen Dichtern. Der gewaltige Aufschwung der Poesie mit ihrem alles überwältigenden Phantasieleben hatte zunächst dem confessionellen Hader sein Interesse entzogen und fing jetzt an, die Nation zu befreien von dem Philistertume des Rationalismus und Moralismus und dem subalternen Lakaienfinne der guten alten Zeit. Noch mehr als die philosophische Wahrheit hatte die Schönheit ihre befreiende Macht an der Nation bewährt. War die Poesie nach der Zeit der religiösen Enge und fanatischen Verfolgungssucht zuerst freigeistig gewesen, so hatte sie sich doch bald wieder auf die Verwandtschaft von Religion und Poesie besonnen und die großen Thaten Gottes im heiligen Kriege hatten auch die Dichter fromm gestimmt. Bei dem lebhaften Interesse, mit dem Richard's Mutter die gleichzeitig erscheinende Literatur las und verfolgte, stellte sich nun das eigenthümliche Verhältniß ein, daß ihr Sohn die Bücher der allerneuesten Schule häufiger in die Hand bekam als Schiller und Goethe, Klopstock und Lessing. Als sein Vetter Ludwig Müller ihn um Rath angeht, wie er seinen Stil bilden könne, empfiehlt Richard ihm für den historischen Stil Johannes Müller, für den poetischen Zacharias Werner, Hardenberg, Krummacher, Tieck, die beiden Schlegel, Matthiesson, Salis, Hölty, aber er nennt weder Schiller noch Goethe. **) Es ist dabei nicht zu verkennen, daß der Knabe über den Neuesten die großen

*) In der Bibliothek des Honterus-Gymnasiums zu Kronstadt.

**) Brief aus Breslau, kurz vor Uebersiedelung nach Heidelberg. Bibliothek des Honterus-Gymnasiums.

Anfäng
religiö
Rolle
Jungf
gerade
Ungnad
er Less
unklass
Friedric
früher
die er
deutsche
literarisch
Schule
roder,
von ih

G
lebigen
umher
diesem
machte
von G
geschrie
sähen
Standp
zwar n
ahnungs
Positive
Freund
ganzen
und Fr
unbegre
geisteru
Aber in
schlecht

*)
**)

Anfänger des literarischen Aufschwungs mehr als billig vernachlässigte. Sein religiöser Sinn zieht ihn zu Klopstock und Hölty, aber Lessing spielt keine Rolle bei ihm und Schiller begeistert ihn zwar durch seine katholisirende Jungfrau von Orleans zu zwei Hymnen auf den Dichter, aber bald fällt gerade er wegen seines Rationalismus bei dem frommen Knaben in völlige Ungnade. In einem undatirten Aufsatze, „Neue Fragmente,“ *) in dem er Lessing's und Goethe's Prosa preist, schließt er die Prosa Schiller's als unklassisch ausdrücklich aus. Offenbar waren es die anmaßenden Urtheile Friedrich Schlegel's, die ihn auf diese Fährte lockten. Daß er die Romantiker früher und besser kennen lernte als die Klassiker, erklärt auch die Stellung, die er von vorn herein gegen den Rationalismus nimmt. Die leitende deutsche Lesewelt ließ sich damals, wie immer, von dem neuesten Ring und literarischen Klüngel imponiren. Goethe und Schiller traten hinter „die neue Schule“ zurück; Hardenberg, Tieck, Fouqué, Brentano, Arnim, Werner, Wackenroder, Görres waren jetzt die Apostel und Evangelisten, an ihrer Spitze die von ihrer eigenen Genialität tief durchdrungenen Gebrüder Schlegel.

„Wilhelm sagt: ‚mein Bruder und ich‘,
Ich und mein Bruder‘ sagt Friederich.“

Görres schildert die romantische Schule in der letzten Nummer ihrer kurzlebigen Einsiedlerzeitung als den Rarfunkelberg und alles Volk, das rings umher wohnt als die Philister. Ein großer Theil der Jugend ließ sich von diesem Rarfunkelberg und dem Selbstgefühl der Jüngsten blenden und Richard machte davon keine Ausnahme. Lediglich aus ihren Werken stammen die Stöße von Excerpten, die Richard sich anlegte. Aus Goethe hat er sehr wenig abgeschrieben, aus Schiller gar nichts. Für Friedrich Schlegel, aus dessen Aufsätzen Richard seine Kunsturtheile schöpft, war ja Schiller ein überwundener Standpunkt. Den gereizten, bitteren Ton Friedrichs will der sanfte Knabe zwar nicht billigen, aber selbst in Schlegel's Lucinde entdeckt er „herrlichen, ahnungsreichen Geist.“ **) Zum Glück führte sein angeborener Sinn für das Positive ihn doch in erster Reihe auf einen Dichter der Bejahung und dieser Freund seiner Jünglingsjahre war Jean Paul, der gelesenste Schriftsteller der ganzen Epoche. Friedrich Richter wurde ihm, wie fast der gesammten Jugend- und Frauenwelt der zwanziger Jahre, Führer und Tröster. Heute ist es uns unbegreiflich, daß große Kreise für diesen formlosen Schriftsteller eine Begeisterung empfanden, die weder Goethe noch Schiller ihnen erweckt hatte. Aber in den Widersprüchen des Glaubens und Lebens, die das damalige Geschlecht hin und her warfen, war der unter Thränen lachende Humor Jean

*) Bibliothek des Ponterus-Gymnasiums.

**) Neue Fragmente, S. 1. Ponterus-Gymnasium.

Paul's eine poetische Versöhnung mit dieser widerspruchsvollen Wirklichkeit. Richter lehrte Freude am Kleinsten und Begeisterung für das Größte. Er linderte den Schmerz der Unbefriedigten, indem er sie zwang mit ihm zu lachen, er schmolz die Härte der Verbitterten, indem er sie zwang mit ihm zu weinen. „Hesperus-Rührung“ und „Schoppehumor“ nennt Richter selbst die beiden Brennpunkte seiner närrischen Ellipse. Zu den Romantikern ist Richter nur in so fern zu zählen als er zu Friedrich Schlegel's und Tieck's Impressionisten-magime schwört, daß die Willkür des Dichters kein Gesetz über sich leide. Als das heilige Lachen des gutherzigen Humors aus der Literatur verschwand, blieb nur noch der Weltschmerz übrig, der sich bald genug zum politischen Hass auf die Zustände verdichtete, während Jean Paul die Herzen getröstet hatte über die Unvollkommenheit der Dinge und doch den Glauben an ein Vollkommenes eben durch sein Lachen über das Unvollkommene bestätigte. Denn diesem Lachen und Weinen lag der schwärmerische Glaube an Liebe und Tugend, an Gerechtigkeit und Unsterblichkeit, an Gott und Vergeltung zu Grunde, nicht die blasirte Ironie der Romantiker, noch der nihilistische Spott der Heine und Börne. Mit den Eltern gerieth auch Richard unter den Einfluß dieses Lieblings der Frauenwelt. Für den Classicismus hatte er nur wenig Sinn, aber die zerflossene Formlosigkeit Jean Paul's, dessen Ueberschwänglichkeit den fühlenden Busen viel höher schwellte, die Jean-Paul-Stimmung, in der Herzen in Herzen flossen und die Seelen sich küßten, ergriff den Jüngling mit süßer und tiefer Gewalt. Titan ist sein Evangelium, und die Romantiker sind seine Apostel; nicht der heidnische, kalte Kunstgott in Weimar, nicht der pathetische und rationalistische Schiller, sondern der warmherzige Schwärmer und Humorist ist sein steter Begleiter. Wie sehr ihm Jean Paul's Ruhm am Herzen liegt, zeigt die Mühe, die er sich nimmt, A. W. Schlegel's Urtheil über Jean Paul im „Athenäum“ sich abzuscheiden und zu widerlegen. Aus „Levana“, den „Herbstblumen“, „Titan“, aus den „Briefen“, den „Flegeljahren“, aus der „Beichte des Teufels“, aus „Feldprediger Schmelze“ und „Kagenberger's Baderreise“ hat er sich Stöße von Excerpten gemacht. Den Knaben erfreuen ironische Stellen wie die: „Weiber gleichen köstlichen Arbeiten aus Elfenbein. Nichts ist weißer und glätter und nichts wird leichter gelb.“ Daneben steht aber auch das Mystische: „Erwache, Du tieferer Träumer, der Du die Aurora der Menschengeschichte im Westen erblickst, und das Abendroth für das Morgenroth ansiehst.“ Ganz nach dem Herzen des sinnigen Knaben ist Jean Paul's Wort: „Man genießt die Natur nie ganz, wenn man einem Ziele zustrebt, man lasse sich, wie ein schlafender Schwan dahingegeben, von ihren Wogen drehen und führen.“ „Alle Glieder veralten am Menschen aber doch nicht sein Herz.“ „Die Berge sind die Festungswerke des Herzens, wenn der Schmerz es stürmen will; die Kanzeltreppe der Seele, die sich erheben will, und die hängenden

Gärten
Religio
Seufzer
„Ohn
„Der
Geschn
Gewöh
Ausruf
den S
das nä
bare ge
nicht.
Gymna
Dichter
er dage
Reid
als vor
„Aus
nicht ve
schäze
geword
lieben
jährig
„Phant
Arnim
auch d
anschau
und na
Excerpt
hat die
Intoler
nur die
Religio
Kunstw
spiegel,
hindurd
ständige
geschlo
mystisch

Wirklichkeit.
GröÙte. Er
zu lachen,
zu weinen.
die beiden
Nichter nur
pressionisten-
leide. Als
chwand, blieb
hen HaÙe auf
et hatte über
Vollkommenes
Denn diesem
Tugend, an
Grunde, nicht
er Heine und
dieses Lieb-
g Sinn, aber
glichteit den
in der Herzen
ng mit süÙer
ker sind seine
der pathetische
und Humorist
Herzen liegt,
r Jean Paul
evana", den
en", aus der
berger's Bade-
euen ironische
bein. Nichts
en steht aber
e Aurora der
s Morgenroth
Paul's Wort:
ebt, man lasse
n drehen und
t sein Herz."
rz es stürmen
die hängenden

Gärten für die umherblickende Sehnsucht an himmelblauen Tagen." „Die Religion ist der Mensch im Menschen". „Gott ist ein unaussprechlicher Seufzer im Grunde der Seelen gelegen." „Religion ist die Poesie der Moral." „Ohne Wunder gibt es keinen Glauben, denn er selber ist ein Wunder." „Der Instinct ist die Eselin, die den Engel früher sieht als der Prophet."

Daß freilich die vorwiegende Beschäftigung mit Jean Paul seinen ästhetischen Geschmack geläutert habe, kann man nicht sagen. Im Gegentheil, die tägliche Gewöhnung an die schäumende Begeisterung Jean Paul's, die wesentlich in Ausrufen, Superlativen, Hyperbeln sich Luft macht, hat dem jungen Manne den Sinn für einfach stille GröÙe verdorben. So vermag er über Goethe das närrische Urtheil zu fällen: „Goethe ist ein Mensch, in den das Wunderbare gefahren ist. Da mußte er wohl dichten, er mochte Dichter sein oder nicht. Daß er Dichter ist, bezweifle ich noch sehr." Dann vergleicht der Gymnasiast Jean Paul und Goethe und findet: „An Jean Paul ist ein guter Dichter, an Goethe ist ein guter Prosaiist verdorben." Von Schiller sagt er dagegen, er sei der einzige Mensch, den er beneiden könnte, wenn nicht Neid Neid wäre. Bald freilich wendet er sich von dem Beneideten schroff ab als von einem der falschen Propheten des 18. Jahrhunderts, während Goethe's „Aus meinem Leben" und die „Wahlverwandtschaften" ihre Wirkung auf ihn nicht verfehlen. Daß er mit Vorliebe die Stellen über Religion seinem Excerptenschatze einverleibt, zeigt, wie ihm Jean Paul auch ein Führer zur Frömmigkeit geworden ist. Bedenklicher war in dieser Beziehung der Einfluß, den die geliebten Romantiker auf ihn übten. Am eingehendsten beschäftigt den Sechszehnjährigen die berühmte hinterlassene Schrift des früh verstorbenen Wackenroder, „Phantasieen eines kunstliebenden Klosterbruders", der die Reclame von Tieck, Arnim und Brentano ihren Weltruhm gemacht hatten. Aus ihr stammt die auch den andern Romantikern geläufige Losung von der „symbolischen Weltanschauung", die sie der platten Vernünftigkeit des Philisters entgegenstellen und nach der alles Vergängliche nur ein Gleichniß ist. Für die religiösen Excerpte liefert Wackenroder eine reiche Ausbeute. „Wer ein System glaubt, hat die allgemeine Liebe aus seinem Herzen verdrängt. Erträglicher noch ist Intoleranz des Gefühls als Fanatismus des Verstandes." „Die Menschen sind nur die Pforten, durch die die göttlichen Kräfte in die Welt eintreten und in Religion und Kunst sichtbar erscheinen." „Ich vergleiche den Genuß edler Kunstwerke mit dem Gebet." „Religion und Kunst sind zwei magische Hohlspiegel, die mir alle Dinge sinnbildlich abspiegeln, durch deren Zauberbilder hindurch ich aber das wahre Wesen enträthsle." „Das Herz ist ein selbständiges, verschlossenes, göttliches Wesen, das von der Vernunft nicht aufgeschlossen werden kann." Mit besonderer Andacht liest Nothe des Novalis mystische Hymnen an die Nacht, deren Akkorde lang in ihm nachklingen. In

eigenen Aphorismen spinnt er ihre Gedanken weiter: „Die Nacht ist der ursprüngliche Zustand der Natur. Der Tag ist nur die erleuchtete Nacht. Die Nacht ist die Ewigkeit, der Tag das irdische Leben.“ Von dem späteren Convertiten Zacharias Werner ist er so begeistert, daß er ihm 1815 die Verse widmet:

Dir nur darf ich meine Lieder weihen,
Dir nur, Werner, edler Seelenfreund.

Aus diesem ganzen romantischen Kreise fehlt kaum ein Name. Die „Wunderlampe“ Dehlenschläger's, desselben schöne Legende „Hagar und Ismael“ und seine Eddahymnen hat er sich theils excerpiert, theils ganz abgeschrieben. Auch Fouqué ist in langen Auszügen vertreten. Im Jahre 1816 hat er sich auch mit Lavater und Jakob Böhm beschäftigt. Nicht minder nährt die schwärmerische „Corinna“ der Frau von Stael mit ihrer Verherrlichung Roms seine romantische Stimmung. Ganz direct auf katholisirende Wege leitet ihn schließlich ein anderer Lieblingsdichter: Ludwig Tieck. Durch ihn wird Rothe auf Calderon aufmerksam, dessen tiefsinnige religiöse Sentenzen er sich sorgsam aufbewahrt. Eine Tieck'sche Stelle, die der Siebzehnjährige sich abschreibt, beginnt mit den Worten: „Ich halte es für das Glück meines Lebens, daß ich zeitig genug nach Rom kam, um den Gesang der päpstlichen Kapelle hören zu können.“ Aus dem Phantastus hat er sich die schönen Verse auf Pergolese und das stabat mater, dessen Text er ganz aufnimmt, nicht entgehen lassen, und ebensowenig Raphael's Tod von Fr. Schlegel mit seinen katholischen Hyperbeln. Aus dem ästhetischen Spiel erwachsen aber bald sehr ernsthaftere religiöse Dispositionen. Wie die Romantik zum Pietismus und zum Katholicismus erzog, läßt sich an Rothe's Excerpten und Tagebuchblättern klar verfolgen und man wünscht nur für Friedrich Wilhelm IV., Savigny, Radowiz, Döllinger u. A., in denen sich der gleiche Proceß vollzog, ein ähnlich vollständiges Material zu besitzen, um ihn wissenschaftlich zu beobachten. „Wäre ich katholisch,“*) so schreibt Rothe in sein Tagebuch, „so ginge ich in ein Kloster. Im Klosterleben hätte ich den Punkt außerhalb der Welt gefunden, den Archimedes vergeblich sucht. Das Mittelalter allein konnte die schönsten Blüthen des christlichen Lebens zeitigen: das Mönchthum, das Ritterthum und die heilige, reine Frauenverehrung, diese drei holden Kinder des Gemüths und der Phantasie.“ „Ich gehöre überhaupt nicht in diese Zeit,“ meint er einmal in einem Briefe an seinen Vetter Ludwig Müller, „fünf oder sechs Jahrhunderte früher wäre ich an meinem Platze gewesen.“ Zuweilen reagirt freilich der Protestant gegen die romantische Geringschätzung der Reformation. Friedrich Schlegel's Behauptung, daß der Katholicismus positive, der Protestantismus

*) Landed, 25. August 1816. Bibliothek des Ponterus-Gymnasiums.

negative
Beispiel
Protestan
Baderel
sein Red
Weil Lu
Jean Pa
leichen.

W
diese ern
dieses a
beeinflus
der ganz
gleichfall
Priester
solchen j
wurden
Schlegel
keit, zw
rückt, d
würdigen
ihren P
ihre Be
Ernst m
allen G
Kunstsch
cismus
Gardenbo
der Prin
„ist dem
der Men
vor dem
einem G

negative Religion sei, widerlegt der Sechszehnjährige ganz geschickt mit dem Beispiel Luther's und dem Hinweise auf die Bedeutung der Schrift für die Protestanten. Auch beruft er sich auf Jean Paul's Worte in Ragenberger's Badereise, der Luther's Größe darin findet, „daß er an Gott, an sich und an sein Recht glaubte; und in diesem Glauben dreist und lustig zum Ziele schritt“. Weil Luther „durch seinen Zorn das schleichende Jahrhundert auftrieb“, will ihm Jean Paul ein Denkmal setzen. „Denn die Erde ist ein Gottesacker voll Scheinleichen. Es wehe der Hauch eines großen Manns und eine Welt erwacht.“

War es die natürliche starke Anlage zur Religiosität, die den Knaben auf diese ernste Lecture führte, so ist doch anderseits nicht zu verkennen, wie tief dieses ausschließliche Studium der Romantiker die Farbe seiner Frömmigkeit beeinflusst hat. Rothe bildet darin eine Parallele zu dem jungen Döllinger, der ganz in denselben Jahren durch Begeisterung für die gleichen Schriftsteller, gleichfalls gegen den Wunsch seines Vaters, sich dazu bestimmen ließ, katholischer Priester zu werden. Jene Lehrer, denen es mit nichts Ernst war, fanden in solchen jungen Seelen Schüler, die mit allem Ernst machten. Zahlreiche Leser wurden religiös, pietistisch oder katholisch unter dem Einflusse von Friedrich Schlegel, dem sein eigener Bruder in einem Epigramme erstens die Lüderlichkeit, zweitens die Bigoterie als die beiden Stationen seines Lebensweges vorrückt, oder unter dem von Ludwig Tieck, den Karoline Schlegel einen „höchst würdigen Lumpen“ nennt. Die anderen Romantiker vollends wollten durch ihren Preis des Katholicismus nur dem Rationalismus des Bildungsphilisters ihre Verachtung bezeigen; daß die Jüngeren dann mit dem Katholicismus Ernst machten, entsprach nicht ihrer Meinung. Es war durchaus nicht ohne allen Grund, wenn der Vater Rothe eine Weile fürchtete, wie so viele junge Kunstschwärmer jener Tage, könne am Ende auch sein Richard zum Katholicismus abfallen. Ist er doch bereits so weit katholisirt, daß er mit Tieck und Hardenberg in Marienverehrung wetteifert. „Die heilige Jungfrau,“ schreibt der Primaner in einer längeren Darstellung seiner religiösen Weltanschauung, „ist dem Christenthum weit mehr als bloß Mutter Jesu. Sie ist die Geliebte der Menschheit, ein zweites menschliches Paradies, unsterblich wie die Menschen vor dem Sündenfall, das wahre Sinnbild der Poesie, der Romantik.“ In einem Gedichte vom 11. September 1811 singt der junge Protestant:

Mutter Gottes, die in Freuden
Droben Du beim Sohne thronst,
Ach Maria, soll ich scheiden,
Meines Herzens Sehnsucht meiden,
Fliehen fernab, wo Du wohnst.
Mit dem Sohn an heil'ger Brust
Hast Du mir so oft geleuchtet

u. s. w.

Und in einem andern Gebete fleht er Maria an:

Ach, mein Hort, erbarm' Dich meiner!
 Ach, ich habe schwer gelitten,
 In der Schmerzen schwarzer Mitten
 Fleh' ich, ach, erbarm' Dich meiner.
 Du Maria, Mutter milde,
 Mit dem tief geliebten Sohne,
 Bitt' für mich am Himmelsthron
 Bei des Sohnes Gnadenbilde.

Das sind natürlich Nachahmungen von Hardenberg's Marienliedern, aber man wandelt nicht ungestraft unter Palmen. Noch lange schlugen Richard's Gedanken diese Richtung nach Rom ein und in seiner lediglich poetischen Auffassung des Mittelalters und Gregor's VII., wie in der Ueberzeugung, die Zukunft gehöre nicht dem Protestantismus sondern einem regenerierten Katholicismus, erkennen wir, daß seine ersten theologischen Lehrer die Romantiker gewesen sind. Seiner rationalistischen Umgebung war dieser Zug zum Glauben und zum Wunder schon früh an dem Knaben auffällig. „Ich habe immer bei Euch im Verdacht gestanden,“ schreibt er als Student den Eltern, „als habe ich Anlage zur Schwärmerei.“ Auch empfand er selbst seinen Gegensatz zu einer Welt, „da alle untreu werden“, mit vollem Bewußtsein und er pflegte ihn. Forderte doch sein Novalis ausdrücklich auf, „aus dem Haufen hervorzutreten zu der neuen Schaar der Jünger“, und was Tieck von Schleiermacher's „göttlichem Jüngling“ schreibt, das gilt buchstäblich auch von Rothe. „Ihm war es zur natürlichen Ansicht geworden, das Gewöhnlichste, Nächste als ein Wunder und das Fremde, Uebernatürliche als etwas Gewöhnliches zu betrachten; so umgab ihn das alltägliche Leben selbst wie ein wundervolles Märchen, und jene Region, die die meisten Menschen nur als ein Fernes, Unbegreifliches ahnden oder bezweifeln wollen, war ihm wie eine liebe Heimath.“

In dieser poetischen Stimmung tritt Rothe auch an das Schriftstudium heran. Die Bibel, „die er sich selbst hervorjucht“ und mit der er sich jetzt fleißig beschäftigt, ist ihm eines seiner Wunderbücher, in dessen Poesie er sich träumerisch, wie in ein anderes Märchenbuch, vertieft. Um so begreiflicher ist es, daß er sich von dem Breslauer Rationalismus nur abgestoßen fühlte. Während sein Freund von Schrötter auf das lutherische Magdalenen-Gymnasium gethan worden war, wo er Tholud's Schulgenosse wurde, hatte Rothe's Vater seinen Richard dem reformirten Friedrichs-Gymnasium anvertraut, aber der Religionsunterricht war an beiden Schulen gleich schlecht. Die Lehrer wagten nicht der Schrift zu widersprechen, aber sie erklärten sie natürlich. Rothe, dessen Gottesglaube am Wunder keinen Anstoß nahm, ärgerte sich über diese

natürliche
 Gründen
 malige S
 zu dem
 Rüste ein
 geschaut
 natürlichen
 „Unter la
 innere En
 Kindheit
 seinen red
 naturalist
 Gottes T
 wie ich m
 loser Befr
 her, daß
 wie glück
 charakterist
 regen Geb
 concreteren
 nur zu ih
 „im eigent
 unseres G
 Bedürfnis
 mit dem e
 waren es
 Heilandsre
 hier der g
 ließ, Nova
 Einen
 tismus üb
 des fromm
 besserers
 schen Part
 Problemen
 theosophisch
 Sätze ab:
 Epicurs fü
 englischen
 Geheimniß.

Gausrat

natürlichen Wundererklärungen sowohl aus Gründen der Frömmigkeit, wie aus Gründen des guten Geschmacks. „Trunken,“ so beschreibt er selbst seine damalige Stimmung, „wie wir in jenen herrlichen Tagen der ersten Jugendliebe zu dem wieder entdeckten Evangelium waren, von der Freude darüber, die Rüste einer übernatürlichen Welt, nach der unsere Sehnsucht so lange ausgehauert hatte, endlich in Sicht bekommen zu haben, konnte uns des Uebernatürlichen, des Geheimniß- und Räthselvollen gar nicht genug geboten werden.“ „Unter lauter rationalistischen Umgebungen aufwachsend,“ so schildert er seine innere Entwicklung, „wie dieß ja damals die Regel war, bin ich in früher Kindheit durch einen seiner selbst völlig gewissen Instinct (ich kenne auch wohl seinen rechten Namen), ohne menschliche Anleitung, von Herzensgrund Supernaturalist geworden, habe in der Bibel (die ich mir selbst hervor suchte) an Gottes Thaten und Worten mich entzündet und die Lehre meiner Kirche, so wie ich nur Gelegenheit fand, sie kennen zu lernen, mit Hunger und zweifelloser Befriedigung eingesogen. Ich weiß von meinem vierzehnten Lebensjahre her, daß man mit voller Unbefangenheit dogmengläubig sein kann, und weiß, wie glücklich man darin sein kann und wie zuversichtlich.“ Dabei ist es charakteristisch für das individuelle Bedürfniß des Knaben, daß er in seinem regen Gebetsleben sich stets „an den Heiland“ wendete, der seiner Phantasie in concreteren Umriffen vorschwebte, sodaß er selbst zuweilen fragte, warum er nur zu ihm bete und nicht zu Gott? „Wenn Gott,“ antwortete er sich später, „im eigentlichen Sinne soll geliebt werden können von uns, muß er Einer unseres Geschlechts, ein menschliches Einzelwesen werden.“ Sein Phantasiebedürfniß verlangte eine fest umrissene Vorstellung, sein Gemüth einen Bruder, mit dem er auf Du und Du verhandeln konnte. Herrenhutherische Einflüsse waren es nicht, die ihn aus der rationalistischen Gottvaterreligion in diese Heilandsreligion führten; ihnen stand er damals ganz fern; vielmehr war auch hier der große Magnet, der sein Seelenleben nach dieser Richtung oscilliren ließ, Novalis.

Einen großen Einfluß für die Ausgestaltung seines positiven Protestantismus übten demnächst auf ihn die „Blätter für höhere Wahrheit“ des frommen Frankfurter Schöffen Friedrich von Meyer, des bekannten Verbesserers der Luther'schen Bibelübersetzung. An der Hand dieses pietistischen Parteimanns und abenteuerlichen Kabbalisten trat Rothe zuerst den Problemen der protestantischen Dogmatik näher. Auch hier sind es namentlich theosophische Stellen, die sein Interesse fesselten. So schreibt er sich Meyer's Sätze ab: „Der Hüter Israels schläft und schlummert nicht, nur die Götter Epicurs kümmern sich um nichts.“ „Das Christenthum ohne Geheimnisse der englischen Deisten ist überhaupt kein Christenthum, denn Gott ist das größte Geheimniß.“ „Wenn wir uns bemühen, Andere zu Gott zu leiten, wird er

uns in jenem Leben zu Führern und Behütern machen, d. h. zu Engeln.“ „Adam vor dem Fall war vollkommener als wir, denn er sah Gott; erst wegen unseres Ungehorsams wurden wir von ihm getrennt durch den Körper.“ In gleicher Weise wie der Frankfurter Mystiker von Meyer beschäftigt ihn der bayerische Theosoph Franz von Bader, der ihn belehrt, daß dem Menschen die Unablässigkeit nicht anerschaffen werden konnte; sie kann nur das Resultat des Erlösungsprocesses sein und in so fern sprechen wir von Adam's Sündenfall: „felix culpa.“ Aus Salzmann's „Blick in das Geheimniß von dem Rathschluß Gottes“ notirt er den Satz, daß die Natur durch ihr Absterben und sich Erneuern selbst beweise, daß sie das Ewige und Unsterbliche suche.

Daß ein Knabe, der sich in diese dunkeln Materien vergräbelt hat, zum Studium der Theologie neigte, ist leicht begreiflich, obgleich ihn im väterlichen Hause nur Rationalismus und Aufklärung umgaben. Wenn er erklärt, die heilige Schrift sei ihm die Erlösung von der Trivialität des Tages gewesen, so sehen wir, daß ihm, wie Achim von Arnim und Clemens Brentano, Aufklärung und Philistertum ein und dieselbe Sache waren. Das überwältigende Pathos des Rousseau'schen Idealismus oder die Vornehmheit des englischen Deismus hat die deutsche Aufklärung nie gekannt. Sie war von vorn herein eine kleinbürgerliche, von allem Einfluß auf die politische Entwicklung ausgeschlossen Richtung im Kreise der Beamten*), Gelehrten, Geistlichen und Schulmeister, oder wo Serenissimus selbst ihr huldigte, eine patriarchalische Nützlichkeitslehre zur Erziehung tauglicher Unterthanen. Für eine Aufklärung im Rousseau'schen Stil hätte Rothe sich vielleicht zu begeistern vermocht, niemals aber für die des sächsisch-preussischen Pastorentums, die in Breslau florirte. „Es steht mir noch in lebhafter Erinnerung,“ schreibt Rothe später, „wie uns zu Muthe war, als in jenen Tagen der Zauber des fast unbestritten herrschenden Rationalismus vor unsern überraschten Blicken sich löste. Das Unrecht dieser sich so viel dünkenden aufgeklärten Theologie gegenüber der positiv christlichen Glaubensüberzeugung, nicht bloß gegenüber der Bibel, sondern selbst gegenüber dem kirchlichen protestantischen Lehrsystem, die zahllosen Willkür- und Gewaltthaten, die sie an der heiligen Schrift bei ihrer Auslegung und nicht minder an der Geschichte des Christenthums verübt hatte, dies alles fiel uns, natürlich genug, mit solchem Gewicht auf die Seele, daß wir für den Moment gar kein Auge hatten für ihr relatives Recht, und zwar immerhin sehr bedeutendes gutes Recht. Von der historischen Kritik, die der Rationalismus an der heiligen Schrift vollzogen hatte, sahen wir zunächst nur ihre abenteu-erlichen, zum Theil geradezu abgeschmackten Ausschreitungen, und nahmen um dieser willen an, ihr ganzes Verfahren überhaupt habe in der Sache selbst

*) Vgl. E. Tröltzsch, Deutscher Idealismus. Herzog's Real-Enc. 3. A. 8, 612 ff.

keinen G
natürlich
die eigen
Es
daß über
glaublich
voll Ver
gründlich
den Hei
früheren
ihm der
aber auch
Schulma
logisch a
seinen P
in seine
Studien
In
träume
Müller,

Du
die Trau
die er
der Verk

Wie
Helenen's

d. h. zu Engeln.“
 er sah Gott; erst
 durch den Körper.“
 beschäftigt ihn der
 dem Menschen die
 das Resultat des
 Adams Sündenfall:
 von dem Rath-
 ihr Absterben und
 blische Suche.
 ergrübelt hat, zum
 ihn im väterlichen
 an er erklärt, die
 des Tages gewesen,
 ns Brentano, Auf-
 Das überwältigende
 heit des englischen
 r von vorn herein
 Entwicklung aus-
 t, Geistlichen und
 eine patriarchalische
 für eine Aufklärung
 ern vermocht, nie-
 S, die in Breslau
 lebt Nothe später,
 es fast unbestritten
 n sich löste. Das
 gie gegenüber der
 der Bibel, sondern
 zahllosen Willkür-
 er Auslegung und
 itte, dies alles fiel
 daß wir für den
 id zwar immerhin
 die der Rationalis-
 ht nur ihre aben-
 ngen, und nahmen
 in der Sache selbst

keinen Grund und sei nur aus der Abneigung gegen ein positives und über-
 natürliches Christenthum entsprungen und aus dem Mangel an dem Sinn für
 die eigenthümliche religiöse Herrlichkeit des Buches der Bücher.“

Es wäre nun aber eine sehr verkehrte Vorstellung, wollte man annehmen,
 daß über diesem Phantasieleben des tief angelegten Knaben und seiner un-
 glaublichen Vielleserei die Schule zu kurz gekommen wäre. Die Lehrer waren
 voll Bewunderung, wie viel der Sohn des Geheimeraths trieb und doch alles
 gründlich. Ein Brief Kayßler's, des Directors des Friedrichsgymnasiums, an
 den Heidelberger Studenten schlägt einen fast ehrerbietigen Ton gegen den
 früheren Schüler an. „Ihr ganzes Leben ist auf Ernst hin gerichtet,“ schreibt
 ihm der alte Lehrer, und er rechnet ihn zu denen, denen viel gegeben ist, die
 aber auch wissen, daß viel von ihnen gefordert wird. Man merkt dem alten
 Schulmann den Stolz an auf diesen Schüler, denn Nothe war auch philo-
 logisch außerordentlich begabt und las noch in seinem Alter zur Erholung
 seinen Plato, wie ein Anderer ein französisches Buch zur Hand nimmt. Sich
 in seine Traumwelt immer tiefer einzuspinnen, hinderten ihn aber diese
 Studien nicht.

In einem so erregten Gefühlsleben konnten natürlich unschuldige Liebes-
 träume nicht fehlen. Der Gymnasiast hatte sein Herz einer Cousine, Henriette
 Müller, geschenkt, die frühe starb.

„Du schwandest hin, die früh mir schon Natur vermählte,
 Eh' Liebe noch des Knaben Brust durchglühete,
 Die ich zum Urbild schöner Menschlichkeit mir wählte,
 Du schwandest hin, eh' noch die Knosp' erblühte.“

Durch Novalis hatte, wie auch die Jugendgeschichte von R. Stier zeigt,
 die Trauer um eine gestorbene Geliebte Schule gemacht. An ihre Stelle,
 die er „führend oft gesungen“, tritt nun ihre Schwester Helene, mit der
 der Verkehr bereits auf religiöse Gemeinschaft gestellt ist.

„Helene! Feindlich drängen uns die Zeiten,
 Im Kampfe müssen wir die Nacht bestreiten,
 Die uns die ewige Vernichtung droht.“
 „Ja, laß uns dann, Helene, nie verzagen,
 Wenn donnernd das Verderben uns umringt.
 Es wird uns bald ein schön'rer Morgen tagen,
 An dem zum Nichts die Trauer mild verklingt.
 Daß Deine Seele glühend mich umfange,
 Zu fühlen das unendliche Verlangen,
 Das in des Liebes Hauch die Seele singt.“

Wie harmlos dieser poetische Minnedienst war, zeigt sich darin, daß er
 Helenen's Bruder Ludwig in seine Liebe einweicht und auch als ihm in einer

„Veronica“ ein neues Ideal erstieht, macht er den beiden Geschwisterseelen daraus kein Geheimniß, ja er ist so human, Helene zu beruhigen: „Wenn ich Dich liebe, so liebe ich das Ideal, also Veronica, wenn ich Veronica liebe, so liebe ich das Ideal, also Dich.“ Auch in einem Gedichte feiert er die „Verdoppelte“.

„Tönte die Harfe nicht Dir?
Tönte nicht ihr das Lied?“

An Veronica richtet sich eine Reihe von Gedichten:

„Alle Seelen himmlisch zu entzücken,
Sie dem ird'schen Träumen zu entrücken,
Ist es kein beneidenswerthes Loos?“

Oder:

„Was die fühlende Seele begehrt,
Was den ahnenden Busen beschwert.“

Ferner: „Frage, Veronica nicht,“ und das an „Laura am Klavier“ erinnernde:

„Lallt, ihr Himmel, leise Symphonieen.“

Das Problem des gespaltenen Ideals löst sich indessen einfach, da Richard erfährt, Veronica habe ihr Herz bereits einem Andern geschenkt. Am 16. Juli 1816 schreibt er in sein Tagebuch: „Ich habe eben mein Verzweiflungslieb gedichtet, nicht weil ich es so ernstlich mit der Verzweiflung meinte, sondern weil ich es vorgestern und zum Theil gestern noch so gemeint hatte und zugleich auch, um ein Andenken an jenen wunderbaren Tag zu haben.“ Zunächst taucht nun die gestorbene Liebe in Novalis' Weise wieder in seinen Gedichten auf, bald aber bittet er: „Verzeihe mir Du hohes Bild da oben, wenn ich Dich gestört in Deiner ewigen Ruhe. Ich will gern zu Dir hinauf, ach, reiche mir nur eine Leiter.“ Sein Trost ist dann „Das Wiederfinden an Helene.“

„Sag', wann werden wir uns finden?
Meine Liebe, sag' es an,
Heit're Kränze uns zu winden,
Frei und liebend uns zu nah'n.“

Neben diesen heitern Minnespielen beginnt aber auch ein ernsteres Verhältniß mit Louise, der Tochter seiner Tante Struensee, in der er ebenso eine mütterliche Freundin, wie in Louise eine schweesterliche Vertraute verehrt. Eine ernste Correspondenz setzt diese Freundschaft während der ganzen Studienzeit fort. In den Poesiebuch ist sie „Lili“, die milde, gute Schwester. Man erwartet einen Bund für's Leben, als seine plötzliche Verlobung in Wittenberg mit Louise von Brück dem allem ein Ende macht.

Nel
indessen
„Fragme
strömt.
Briefform
Form, b
leidenscha
lange R
„singirt“
und der
conflicte
worden f
Leb
da er in
Eifrig ni
dankt „d
hat. „D
„Warum
ist, die G

Nam
oder in
Schneefop
berger Be
Brieft v
Productiv
ternen Le
ein Gesu
Schülern
zu veranl
Kritik sei
in einer
bei dem
gymnastis
Eine
Schuljahr

Neben den zahlreichen Gedichten, die eine besondere poetische Begabung indessen nicht beweisen, gehen poetische Episteln und Phantasieen her, von ihm „Fragmente“ genannt, in denen er seinen Jean Paul'schen Enthusiasmus ausströmt. Rousseau's Heloise und die Leiden des jungen Werther hatten die Briefform und die Tagebuchblätter, ohnehin die bequemste, weil formloseste Form, bei den jungen Dichtern beliebt gemacht, aber sie verführte auch, den leidenschaftlichen Inhalt jener Musterbriefe nachzuahmen. So haben wir eine lange Reihe von Briefen, über die der Schreiber selbst den Vermerk setzt „singirt“, die aber zu seinem Vetter Ludwig Müller, zu der Cousine Helene und der „Schwester“ Lili Struensee, reden und sich über wirkliche Herzensconflicte und lyrische Erlebnisse verbreiten. Einzelne mögen auch abgesendet worden sein, falls das Taschengeld zum Porto reichete.

Lebhaft beschäftigen ihn im November 1815 Goethes Wahlverwandtschaften, da er in Ottolien das Bild seiner neuesten Liebe, Lili, zu entdecken meint. Eifrig nimmt er darum Goethe's Werk gegen alle Vorwürfe in Schutz und dankt „dem fühlenden Dichter“, der ihm zur Klarheit über sich selbst verholfen hat. „Ob ich wohl einmal ein Romanschreiber werde?“ fragt er sich selbst. „Warum nicht?“ Am besten gelingen ihm, der viel mehr Denker als Dichter ist, die Epigramme:

Klage so hart nicht an der Zeit entartete Sitten,
Bist Du nur selbst erst gut, ist es auch um Dich die Welt.

Fühlst Du im Busen erst der Liebe beseelende Flammen,
Vor der einen erlischt bald der übrigen Gluth.

Namentlich während der Ferienaufenthalte in dem anmuthigen Lande oder in dem Bade Salzbrunn und auf Touren in's Riesengebirge und zur Schneekoppe fließt seine poetische Ader ununterbrochen und bis in die Heidelberger Zeit ist er in dieser Beziehung ein laufender Brunnen. Die poetischen Briefe vollends nehmen erst mit dem Eintritt in's Amt ein Ende, da seine Productivität nun in der Predigtthätigkeit eine Ableitung findet. Uns nüchternen Lesern von heute erscheint dieser Verzicht auf das Verseschmieden als ein Gefunden seines inneren Menschen und daß er später seinen eigenen Schülern abrieth, ihre Beichtkinder zum Aufzeichnen ihrer erbaulichen Gedanken zu veranlassen, weil das nur zu Selbstbespiegelung führe, ist doch wohl eine Kritik seiner eigenen jugendlichen Schreibseligkeit und ihrer Folgen, die zeitweise in einer gewissen Dichtereitelkeit „Theoron's“ hervortreten und deren Werth, bei dem Mangel an poetischer Begabung doch höchstens in der sprachgymnastischen Uebung gesucht werden kann.

Eine Gesamtbilanz der gewonnenen Weltanschauung hat Rothe im letzten Schuljahre als Primaner in einem dicken Manuscripte niedergelegt, das er im

Dezember 1815 begann und im Juni 1816 endigte. Ueberschrieben hat er es mit dem Titel: „Fragmente.“ Würde diese Arbeit gedruckt, so würde man sie wohl in dieselbe Kategorie wie Chateaubriand's „Genius des Christenthums“ stellen, und vielleicht hat ihm das damals noch immer viel gelesene Buch des Franzosen als Vorbild vorgeschwebt. Stark ausgeprägt ist in dieser Summa seiner Studien seine Abneigung gegen die herrschende Aufklärung und unter diesem Gesichtswinkel erscheint ihm sogar Schiller als ein verderblicher Schriftsteller. „Es wird Friedrich Schillern,“ schreibt er, „dereinst vielleicht ebenso ergehen, wie es Friedrich dem Zweiten, der Große genannt, jezt schon zu ergehen anfängt. Und das mit Recht. Beide sind furchtbare Ausgeburt eines auf das entseßlichste verwilderten Jahrhunderts. Wie kann der, der wie Friedrich II. kaum an Gott, geschweige an Christum glaubt, ein großer Mann heißen und überhaupt ein großer Mann sein.“ Wenn Nothe freilich als Gegensatz auf Bonaparte hinweist, dem weder Verbannung noch Verachtung „das selige Gefühl der göttlichen Gemeinschaft und der unendlichsten heiligsten Wiederbeseelung der Menschheit rauben wird und kann“, so sieht man, wie rasch der Mythos von den weltbeglückenden Absichten des Gefangenen von S. Helena in Deutschland kindlichen Glauben gefunden hatte. Der Mangel an preussischem Patriotismus ist bei dem Beamtensohn auffällig; nicht die leiseste Anspielung auf die Helden der Freiheitskriege findet sich, selbst bei Blücher's Beerdigung fehlt jeder dankbare Rückblick auf dieses große Leben, wie er sich denn auch in einem Gedichte entschieden als Kosmopolit bekennet, den nicht ein Volk, sondern die ganze Menschheit gezeugt hat. Auch darin ist er Jean Paul's Schüler, mit dem er wiederum an erster Stelle sein großes Memoire beginnt. „Kunst,“ meint er, „ist nichts Anderes als Anlage zur Religion und darum sagt Jean Paul sehr richtig, die Kunst müsse unser Zeitalter erst zur Religion erwecken.“ Erst wo die Kunst geackert hat, kann die Kirche mit Erfolg den Samen ausstreuen. Gegenüber der Art, wie die Rationalisten den Herrn zu einem aufgeklärten, lebenswürdigen Candidaten und seine Mutter zu einer poetischen Künstlerfrau machen, beruft er sich gleichfalls auf Jean Paul, der in ihnen Ideale reiner Menschheit und darum Offenbarungen der Gottheit sieht. Vom Theater ist in den Fragmenten des Primaners viel, von der Kanzel gar nicht die Rede. Zur Entschuldigung ist freilich zu sagen, daß selbst ein so kirchlich gesinnter Theologe wie Consistorialrath Gäß in Breslau an Schleiermacher schrieb: „Ich gehe hier fast gar nicht in die Kirche, allenfalls noch zu Scheibel. Bei den übrigen Stadtpredigern ist es fast nicht auszuhalten.“*) Ueber die Bedingungen eines wirklichen Dramas hat der Primaner um so eifriger gegrübelt, als er selbst mehrere dramatische Entwürfe in sich umhertrug. Sogar über die Schau-

*) 5. Februar 1819.

spiellkunst
der Scha
großen M
Bösen, w
Ganze n
keinen G
interessirt
hat man
Schule en
schlug nu
Che
eines Zug
als mit
Rolle in
Wä
unterricht
regungen
Lesen der
davon, d
junges D
druck die
sohn verk
allmählig
Gotttr
Tholuck k
der Hand
damals a
also gleich
Höhe zu
väterlicher
Er war
die Mutter
Tochter e
Vater wa
lichen S
Tag und
bis er v
helfe und

*) 2

spielkunst finden sich recht gute Bemerkungen. Der Rolle im Ganzen müsse der Schauspieler freilich eine bestimmte Eigenart geben, aber er werde den großen Mann besser spielen, wenn er an einigen Stellen auch Schwäche, den Bösen, wenn er irgendwo auch eine bessere Seite durchblicken lasse; wenn das Ganze nur auf einen Ton gestimmt sei, ermüde es und mache schließlich keinen Eindruck. „Für Menschen, die mit gar keinem Fehler behaftet sind, interessiert sich niemand, sie gehören also nicht auf die Bühne.“ Im Ganzen hat man bei der Lektüre dieser Blätter den Eindruck, daß der Verfasser der Schule entwachsen ist und daß ihn ihre Aufgaben nicht mehr ausfüllen. Auch schlug nun bald die Stunde der Erlösung.

Ob wir zu Rothe's Universitätszeit übergehen, müssen wir aber noch eines Jugendgenossen Rothe's gedenken, der zu Breslau zwar weniger mit ihm als mit den beiden Schrötter befreundet war, aber später eine um so größere Rolle in Rothe's Leben spielen sollte.

Während Richard auf dem Friedrichsgymnasium nicht durch den Religionsunterricht der Schule oder Kirche und noch weniger durch die religiösen Anregungen des Vaterhauses, sondern durch die Lieder Hardenberg's und das Lesen der Bibel ein gläubiger Christ geworden war, hatte er keine Ahnung davon, daß in seiner nächsten Nähe auf dem Magdalenengymnasium sich ein junges Talent entfaltete, das demnächst mit noch viel leidenschaftlicherem Nachdruck die Botschaft von dem vom rationalistischen Golgatha erstandenen Gottesohn verkünden sollte. Dieser junge Breslauer, der einen tiefgehenden und nur allmählig abgeschüttelten Einfluß auf Rothe gewann, war Friedrich August Gotttren Tholuck, eines Breslauer Goldschmieds Sohn.*) Rothe und Tholuck kannten sich in Breslau nur wenig, und wenn dem vornehmen Knaben der Handwerkersohn auch näher gekommen wäre, großen Geschmac hätte Rothe damals an Tholuck nicht gefunden. Tholuck war am 30. März 1799 geboren, also gleichaltrig mit Rothe, aber ihm ist es schwerer gemacht worden, die gleiche Höhe zu erklimmen. Was Rothe in den Schooß gefallen war als Mitgift des väterlichen Hauses, das mußte Tholuck sich in langer, bitterer Arbeit erst erringen. Er war das neunte Kind seiner Eltern und als er im siebenten Lebensjahre die Mutter verlor, heirathete der Vater, zwei Monate nach ihrem Tode, die Tochter eines Ziegelftreichers, die ihm noch weitere acht Kinder schenkte. Der Vater war ein Handwerker von kirchlicher Haltung, aber sonst recht gewöhnlichen Schlags, die Mutter eine rohe Person, die den jüngsten Stiefsohn bei Tag und Nacht zum Abwarten ihrer kleinen Kinder anspannte und nicht ruhte bis er vom Gymnasium in die Werkstätte gebracht ward, damit er verdienen helfe und sie ganz über ihn verfügen könne. Die Erziehung bestand in Prügelein

*) Vgl. Witte, Das Leben D. F. A. G. Tholuck's, 2 Bde. 1884.

und dem Vorbilde, das die beiden leidenschaftlichen Eltern mit ihrem rohen Baufen den Kindern gaben. Zu der harmonischen Entwicklung, die Rothe in der Gut seiner Eltern gesichert war, konnte Tholuck unter solchen Umständen nicht gelangen und er trug sein Leben lang die Spuren seiner in Trübsal verkommenen Jugend. Ist es doch die traurigste Seite der menschlichen Ungleichheit, daß auch Kinderunart und Knabengrillen in einer solchen Atmosphäre sich weit häßlicher gestalten als in gebildeter, wohlzogener Umgebung und Tholuck's pädagogischer Trieb, durch richtige Behandlung andere auf den rechten Weg zu bringen, mag mit der Erinnerung zusammen hängen, wie viel an ihm selbst in seiner Jugend gesündigt worden war. Zum Goldschmied erwies sich der Lehrling unbrauchbar und nachdem er einen kostbaren Ring verdorben hatte, schickte ihn der Vater auf's Gymnasium zurück, er solle lieber Pastor werden. Zu Hause mußte er sich möglichst aus dem Wege räumen, so verwendete er all sein Geld auf die Leihbibliothek und las in seiner Kammer oft in einer Woche acht Romane. Hatte er dann in seinem verblödeten Zustande irgend ein Unheil angerichtet, so sorgte die Stiefmutter, daß der Vater es an Schlägen nicht fehlen ließ. Die Folge dieser durchlesenen Nächte und verbitterten Tage war nicht nur der Ruin seiner Augen, sondern auch eine völlige Zerrüttung seiner Nerven. Der Gedanke, sich zu tödten, verläßt den Knaben nicht mehr, aber die Nervendepression, die ihn zum Selbstmord treibt, macht ihn auch zu schwach, denselben mit Erfolg durchzuführen. Einmal will er sich zu Tode hungern, ein andermal ist er dem Ersticken nahe, aber das Taschentuch, an dem er sich aufgehängt hat, reißt. Einmal hat er brieflich den Eltern und seinem besten Freunde seinen Abschied vom Leben angezeigt, und als dieser herbeieilt, stößt er sich das Messer in die Brust, aber nicht tief genug, um seinen Zweck zu erreichen. Zwischen diesen Anfällen tiefer Melancholie liegen dann wieder Stunden einer maßlosen, hysterischen Lustigkeit. Religiösen Trost sucht und findet er nicht. Der Vater geht sonntäglich zur Kirche und zweimal im Jahre zum Abendmahl und wünscht, sein Sohn solle Pastor werden. Der Knabe aber empfindet in seiner tiefen Verbitterung eher Abneigung gegen die christliche Lehre als daß sie ihm seine Leiden lindert hätte. Von dem Religionsunterricht auf dem Gymnasium hat Tholuck der Generalversammlung der christlichen Vereine zu London im Jahre 1825 erzählt, daß derselbe die Lehre Jesu auf eine Stufe gestellt habe mit der Theologie Homer's oder Herodot's, und Gymnasiasten hätten nicht Gymnasiasten sein müssen, wenn sie nicht schon um der Neuheit willen die alten Religionen weit über ihre christliche gestellt hätten. Jesus sei ihnen ein guter Mensch gewesen aber etwas schwärmerisch, weiter nichts. Die Lehrer, behauptet er, hätten die Zeit in der Religionsstunde oft mit Vorlesen von Hufeland's Makrobiotik ausgefüllt, andere hätten die Botanik hereingezogen, wenn sie von der

Religion
bestimmt
knapp
nicht
sollen,
habe, sich
sich bei
die Selbst
Rothe's
Handwerk
die Hand
an wan
sondern
Geld zu
ausgepuß
Rothe's
Präsident
„repart
Menschen
man es
dürfe, r
ob nicht
beim An
müsse, d
zöfischen
die Sche
ihm diese
hervor.
ziemlich
meist etw
werden,
die Klaff
liebtheit.
deutlicher
doch eifri
unbedeute
für den
ebenso g
Vaters i
und Ged

Religion nichts mehr zu sagen wußten; häufig seien auch die für Religion bestimmten Stunden zum Griechischen verwendet worden, wenn dort die Zeit knapp war. Respect vor der Religion lernten die Schüler auf diese Weise nicht und Tholuck erzählt, als er das Vaterunser schriftlich habe auslegen sollen, habe er sich gewundert, „wie Jesus ein so dummes, gehaltloses Gebet habe ‚schreiben‘ können“. Als er das Confirmationsjahr hinter sich hat, regt sich bei dem aufgeregten Gefühlsleben des reich begabten Knaben immer stärker die Sehnsucht nach einem Freunde. Da war es der jüngere Bruder von Rothe's Freund Moritz, Emil von Schrötter, der dem bei Seite geschobenen Handwerkersohne, trotz seiner linksischen Manieren und abgetragenen Kleider, die Hand reichte. Durch ihn kommt Tholuck in bessere Gesellschaft. Von nun an wandert sein Geld nicht mehr in die Conditorei und die Leihbibliothek, sondern er spart zusammen, um sich besser zu kleiden, und gibt Stunden, um Geld zu diesem Zwecke zu erwerben. So ist er bald anständig genug herausgeputzt, um mit den vornehmen Freunden, die dann in Heidelberg auch Rothe's Umgang sind, den Söhnen des Universitätscurators Neumann, des Präsidenten Wenzel und des Gutsbesizers Kinsky, Arm in Arm auf den „remparts“ spazieren zu gehen. Eifrig studirt er Knigge's „Umgang mit Menschen“, wie er sich auch heimlich eine Anweisung aufgeschrieben hat, wie man es machen müsse, um vornehm zu erscheinen. Daß man nicht umsehen dürfe, wenn „pst, pst“ hinter einem gerufen werde, daß man warten müsse, ob nicht ein Anderer einen gefallenem Gegenstand zuerst aufhebe, daß man beim Ankleiden sich wie ein Krüppel müsse helfen lassen, daß man sich stellen müsse, als ob man den deutschen Ausdruck nicht finde und dafür den französischen brauche, daß man den Teller nie ganz leer esse u. s. w. Ob er da die Scherze eines Satirikers gläubig abschrieb, oder die Gesellen seines Vaters ihm diese Regeln des Anstandes anvertrauten, geht aus der Aufzeichnung nicht hervor. Die Freunde schildern ihn in dieser Uebergangsperiode als eine ziemlich große, aber schmal gebaute Gestalt, mit lebhaft leuchtendem Auge und meist etwas vorgebeugtem Kopfe. In Gesellschaft konnte er lustig und spöttisch werden, mit oft sprudelndem Wit und Humor, aber der Beinamen, den ihm die Klasse beilegte, „die Blindschleiche“, deutet nicht eben auf besondere Beliebtheit. Bald treten auch die bekannten Charakterzüge des späteren Tholuck deutlicher in dem Bilde hervor. Selbst innerlich unfertig, kümmert er sich doch eifrig um das Seelenleben der Andern. Die Neugierde, die sich für die unbedeutendsten Angelegenheiten der Nebenmenschen interessirt, und die noch für den alten Kirchenvater so charakteristisch war, spielt dabei freilich eine ebenso große Rolle als die Menschenliebe. Er nimmt die Gesellen seines Vaters in's Gebet, bringt sie zum Aussprechen ihrer geheimsten Neigungen und Gedanken und erwirbt ihre Freundschaft, indem er sie anhört und sich

für ihre Angelegenheiten interessiert. Es liegen wahrhaft schwärmerische Bekenntnisse, sowohl von einfachen Arbeitern, wie von Gymnasialfreunden vor, daß Tholuck es gewesen sei, der höhere Bedürfnisse in ihnen weckte, und das in einer Zeit, in der er selbst, nach seinen eigenen Geständnissen, innerlich noch völlig haltlos war. Die Missionsnatur regt sich in ihm früher als der Trieb, sein eigenes Innere in Ordnung zu halten. Selbst unbefehrt hat er einen Trieb, andere zu befehren. Auch er dichtet, aber mit ungleich mehr Talent als Nothe und wie dieser liebt er Jean Paul, dessen schwülstige Schreibweise er nachahmt. Viel Aufsehen erregte seine frühzeitige Beschäftigung mit fast allen orientalischen Idiomen. Während seine Lehrer mit seinen Leistungen in den beiden klassischen Sprachen keineswegs zufrieden waren, und seine Gegner Frihsche, Vater und Sohn, ihn auf diesem Gebiet sein Leben lang mit ihrer Schulmeisterei belästigten, eignete er sich theils mit, theils ohne Lehrer, wie er selbst zählt, vierzehn Sprachen an. Aus einer Grammatik ohne Titelblatt, die er bei einem Trödler gefunden hat, erlernt er sogar eine Sprache, deren Namen er nicht kennt, bis sich schließlich herausstellt, daß es das Malaiische ist. Sobald er einer Sprache sich so weit bemächtigt hat, daß er sein Tagebuch in ihr schreiben kann, wendet er sich einer neuen zu. Das Arabische, für das er in Professor Habicht einen tüchtigen Lehrer gefunden hatte, beherrscht er dagegen völlig und in diesen geheimnißvollen Schriftzügen bewahrt er seine Geständnisse auf, wie die, daß er wieder all sein Geld in der Conditorei verprascht habe, eine lebenswürdige Schwäche, gegen die er noch als Docent vergeblich ankämpft und die er damit entschuldigt: der Cyklop im Menschen müsse sich zuweilen austoben. In seinem Sprachtalent, sowie in der Geschmeidigkeit des Umganges, wirkt vielleicht der slavische Ursprung nach, den die Familie sich zuschrieb. Seine Bibliothek mehrt sich schon jetzt recht stattlich, doch kauft er aus Eitelkeit auch ganz unnütze Folianten, wenn sie nur recht groß sind, um damit den Freunden zu imponiren. Selbst mit dem Gedanken, sie durch Diebstahl zu vermehren, hat er zu kämpfen. Trotz seines Privatfleißes ist er aber mehr als einmal in Gefahr, von der Schule gewiesen zu werden, da er nach Laune die Stunden versäumt, wenn gerade etwas anderes ihn in Anspruch nimmt. Director des Magdaleneums war der ästhetisirende Historiker Manjo, dem Schiller's Xenien so übel mitgespielt haben. Manjo scheint aber den aufgeregten und zerfahrenen Schüler nicht zu lieben und läßt ihn zuweilen hart an. Dann bittet Tholuck Gott inbrünstig, Manjo durch ein gutes Extemporale ihm wieder geneigt zu machen, und je nach dem Ausfall seines Gebetes will er glauben, daß es einen Gott gebe oder nicht. Dazwischen kommen dann wieder Stunden nervöser Aufregung, in denen er wegen einer nahen Feuersbrunst oder eines schweren Gewitters sich gebärdet wie ein Geisteskranker. Kann er in solchen Augenblicken auf den

Knieen z
mit Abne
an den
Diaconus
sie beßha
umhertru
tester Re
rufen, g
legenheit
Moses, J
Menu, i
Studium
Sprachen
werden.
seine Lag
dazu, be
der Unive
erzählt e
ein. We
die Berl
orthodoxe
lichen Fr
studirte,
sich in f
dem Cam
wie späte
ging die
Religiösa
Angst un
der Ton
Voltaire'
pen de
sagte. W
Knabe si
unter der
esse am
1827 se
seit Jahr
Trunk e
habe me

Knien zu Gott schreien, so steht er doch im Ganzen dem kirchlichen Leben mit Abneigung gegenüber. Seine Freunde Neumann und Wenzel hatten sich an den nachmaligen Führer der altlutherischen Separation, den orthodoxen Diaconus Scheibel an der Elisabethenkirche, angeschlossen, er aber verhöhnte sie deshalb und erzählte ihnen allen Klatsch, den die Gegner über Scheibel umhertrugen, und vermehrte ihn noch durch eigene Erfindungen. Als begabtester Redner zur Actusrede in der Aula beim Abgang vom Gymnasium berufen, gab er seiner Geringschätzung des Christenthums auch bei dieser Gelegenheit Ausdruck. „Ich stellte,“ erzählt er selbst, „die drei großen Lehrer Moses, Jesus, Muhammed neben einander und zog allen dreien den indischen Menu, den persischen Zoroaster und den chinesischen Confutse vor.“ An das Studium der Theologie dachte er nicht. Er wollte sich in den orientalischen Sprachen ausbilden und dann Dragoman bei einer preussischen Gesandtschaft werden. Ein Jahr vor Rothe wurde er aus dem Gymnasium entlassen, aber seine Lage nöthigte ihn, die Studien in Breslau fortzusetzen. So kam er dazu, bei dem bisher von ihm verspotteten Scheibel, der auch Professor an der Universität war, alttestamentliche Collegien zu belegen. „Ich besuchte ihn,“ erzählt er, „und seine Freundlichkeit und Dienstfertigkeit nahm mich für ihn ein. Wenn ich bei ihm war, stellte ich mich, als glaubte ich; ich unterließ die Verleumdungen gegen ihn und fing auch an, bei andern Leuten mich orthodoxer zu geben.“ Beigetragen hatte zu dieser vor der Hand ganz äußerlichen Frontveränderung die Erfahrung, daß der Orientalist, den er am eifrigsten studirte, Goethe's Freund, Legationsrath von Diez in Berlin, in seinen Werken sich in streng kirchlichem Sinne aussprach. Dazu machte er Bekanntschaft mit dem Candidaten und späteren Stolberg'schen Hauslehrer Nadeck, der auf ihn, wie später auf Stier und Rothe, in orthodoxem Sinne einwirkte. Immerhin ging diese Einwirkung bei Tholuck zur Zeit nur so weit, daß er seinen Religionspott, der bei ihm ohnehin stets von Stunden der Zerknirschung und Angst unterbrochen gewesen war, nunmehr unterdrückte. Er gewahrte, daß der Ton der vornehmen Familien ein pietistisch-kirchlicher geworden war und Voltaire'sche Spöttereien über die Bibel, die früher für geistreich galten, heute peu de saison seien. So ließ er das, obgleich sein Knigge darüber nichts sagte. Vor der Energie, mit der der kränkliche und von früh auf mißhandelte Knabe sich emporrang, empfindet man doppelten Respekt, wenn man sieht, was unter den gleichen Eindrücken aus dem Vollbruder wurde, dem er sein Interesse am thatkräftigsten zuwendete, ohne ihn retten zu können. Am 24. August 1827 schreibt er aus Halle an Heubner: „Ich habe einen Bruder, der sich seit Jahren zum Ruin seiner eigenen Gesundheit und dem seiner Familie dem Trunk ergeben hat. Schon seit zehn Jahren habe ich vieles für ihn gethan, habe mein mütterliches Erbtheil an ihn abgetreten und monatlich ihm Unter-

stützung geschenkt, aber theils die nahrungslosen Zeiten, theils seine Leiden-
schaft und zerrüttete Gesundheit ließen ihn nicht vorwärts kommen. Neulich
nun hatte seine Frau die Unvorsichtigkeit begangen, ihn fort zu lassen. Zur
Reise gab sie ihm natürlich kein Geld und nun kam er in der elendesten Ge-
stalt zu meinem Schrecken hier in Halle an. Ich fürchtete im Voraus, daß
er nicht wieder nach Hause kommen würde, und leider — das Geld zur Rück-
reise hat er hier bis Wittenberg vertrunken, hat im Trunk seine Papiere ver-
loren, und ich habe es erleben müssen, daß ihn in Wittenberg die Polizei an-
hielt und feinewegen an mich schrieb. Ich habe nun die dortige Polizei
gebeten, ihn mit einem passenden sicheren Begleiter zurück zu besorgen. Dieses
Ganze hat mir erstaunlichen Kummer gemacht. Der arme Mensch war einst
auf dem Wege Christ zu werden, allein die guten Eindrücke gingen rasch vor-
über und nun ist er wohl kaum noch edlerer Gefühle fähig. Wenigstens habe
ich erleben müssen, daß er mich jetzt mit lauter Lügen hinterging, da er mich
doch sonst sehr liebte und mir kaum etwas zu Leide gethan haben würde.“
So blieb es mit dem Unglücklichen bis zum Ende und am 7. October 1839,
als Tholuck von der Beerdigung des Vaters zurückkehrte, der ihm seine Kind-
heit verdorben hatte, schrieb er an Heubner: „Meinen Bruder habe ich in
einem entsetzlichen Zustande der Zerrüttung gefunden. Hinter der Bahre seines
Vaters taumelte er als Trunkenbold.“ Mit etwas weniger Energie und etwas
weniger Talent konnte in solcher Umgebung Tholuck eine ähnliche Entwicklung
nehmen. Daß er da seine Rettung als eine absolute Gnadenwahl ansah, und
daß anderseits ein starker Erdenrest von dem Boden, auf dem er erwachsen,
ihn durch's Leben begleitete, ist kaum zu verwundern.

Gesellschaftlich standen sich die beiden späteren Freunde, Tholuck und Rothe,
so fern, daß ein näherer Verkehr nicht stattfand, zumal sie verschiedene Gymnasien
besuchten. Da Tholuck als Primaner mit den Brüdern Neumann und Schrötter
verkehrte, werden sie sich dort wohl gelegentlich gesehen haben, ihre nähere
Bekanntschaft aber stammt erst aus Berlin. Auch zur Theologie war ihre
Stellung noch eine verschiedene. Während Tholuck dem Vater die Wahl eines
geistlichen Berufs verweigerte, hatte Richard eher mit der Abneigung der Eltern
gegen seine Berufswahl zu kämpfen.

Es gehört zu den lebenswürdigsten Zügen in Rothe's Leben, wie er,
bereits Student der Theologie, den Vater, der nun wenigstens einen Universitäts-
theologen aus ihm machen möchte, mit seinen Plänen auszuföhnen sucht. „Ein
rechter Bauernprediger,“ schreibt er ihm einmal, „ist mir viel achtbarer als
der berühmteste Universitätsprofessor . . . Du denkst, man komme in der Ab-
geschiedenheit des Landes rückwärts; ich fliehe die Stadt, weil ich weiß, daß
sie mich hindern würde, vorwärts zu kommen . . . Wenn mir der Himmel erst
eine Pfarre bescheert hat, so wird er Dir dann gewiß auch Ruhe und länd-

liche Muß-
glücklich
einmal m
dann we
könnte du
ungewöhn
es dem C
finden, d
haben. L
Freunde
einen Fre
Unterhalt
So ist e
wie auf
Pfarrer z
der Hand
ihr Geld
Im
ihr Abitu
er dem V
sich nach
vor dem
glänzend.
Director
trotz der
dachte.
keine Mei
Universitä
demiker il
anderseits
Ständen
beider Ar
dem vorn
seien sog
dafür ab
geführt
Auch die
waren ni
schreiten
Unfug au

ils seine Leiden-
ommen. Neulich
zu lassen. Zur
er elendesten Ge-
m Voraus, daß
s Geld zur Rück-
eine Papiere ver-
die Polizei an-
dortige Polizei
besorgen. Dieses
Mensch war einst
ingen rasch vor-
Wenigstens habe
ging, da er mich
haben würde."

October 1839,
ihm seine Kind-
der habe ich in
der Bahre seines
nergie und etwas
liche Entwicklung
wahl ansah, und
em er erwachsen,

lud und Rothe,
edene Gymnasien
an und Schrötter
en, ihre nähere
ologie war ihre
die Wahl eines
igung der Eltern

Leben, wie er,
nen Universitäts-
nen sucht. „Ein
iel achtbarer als
nme in der Ab-
il ich weiß, daß
der Himmel erst
Ruhe und länd-

liche Muße bescheeren . . . Bis ins einzelste male ich es mir aus, wie froh und glücklich wir dann auch wieder miteinander leben würden, wie ich dann noch einmal meine lieben Eltern zu meinen Pfarrkindern bekommen, und wie ich dann wenigstens einen kleinen Theil meiner schweren Schuld an Euch abtragen könnte durch den Erguß meiner vollen Liebe und Ehrfurcht." Bei der ganz ungewöhnlichen Begabung, die der Sohn auf der Schule erwiesen hatte, wurde es dem Geheimen Regierungsrath schwer, sich in so nieder gesteckte Ziele zu finden, denn Rothe würde in jedem Fache eine hervorragende Rolle gespielt haben. Lediglich aus dem Umgang mit dem Vater und seinem juristischen Freunde von Schrötter eignete er sich so viel Jurisprudenz an, daß er für einen Freund dessen juristische Collegien nachschreiben und bei den geselligen Unterhaltungen sich fruchtbar an den juristischen Discussionen betheiligen konnte. So ist es auch ganz bezeichnend für seine Anstelligkeit in weltlichen Dingen, wie auf seiner ersten Reise zur Universität ihn in Nürnberg zwei katholische Pfarrer zum Kartenspiele nöthigen, während er noch nie eine solche Karte in der Hand gehabt hat. Trotzdem begriff er die Sache so rasch, daß er ihnen ihr Geld abnimmt, worauf es eigentlich nicht abgesehen gewesen war.

Im März 1817 legten sowohl Rothe, wie sein Freund Moriz von Schrötter ihr Abiturium ab. Der letzte Winter auf dem Gymnasium war Richard, wie er dem Vater von Berlin aus einmal schreibt, etwas lang geworden, da er sich nach einer freieren Thätigkeit sehnte. Auch hatte er sich ganz ohne Noth vor dem Examen gefürchtet, denn, wie voraus zu sehen, bestand er die Prüfung glänzend. Die Wärme, mit der er von der Universität her zuweilen „den Director Kayßler, wie alle theuern Lehrer" grüßen läßt, beweist auch, daß er trotz der Mängel der Anstalt doch der Lehrer mit Liebe und Dankbarkeit gedachte. Seinen Sohn in Breslau studiren zu lassen hatte der Vater Rothe keine Neigung. Die Verhältnisse der im alten Jesuitencolleg untergebrachten Universität mißfielen ihm. Einerseits hatten die ehemaligen Frankfurter Akademiker ihr rohes Verbindungsweisen auf der Breslauer Hochschule angesiedelt, anderseits war die große Masse der katholischen Theologen aus den niedrigsten Ständen hervorgegangen und das Ergebniß der Addition oder Multiplication beider Arten von Roheit war ein überaus gemeiner, ungebildeter Ton, der dem vornehmen Beamten nicht zusagte. Steffens versichert, vielen Studenten seien sogar die Namen von Goethe, Schiller und Lessing unbekannt gewesen, dafür aber hätten sie in den dunkeln Winkeln der großen Stadt ein Leben geführt wie es an keiner andern deutschen Universität möglich gewesen wäre. Auch die zustimmenden oder oppositionellen Demonstrationen in den Hörsälen waren nicht selten von sehr naturwüchsiger Art und machten dann das Einschreiten des Richters nöthig. Ueber Steffens's eigene Kathederexcursus gegen den Unfug auf den Turnplätzen geriethen, wie Gafz an Schleiermacher meldet, die

Zuhörer nach der Vorlesung untereinander in Conflict, die mehrfach mit Prügeleien im Auditorium endeten. In solche Verhältnisse paßte „das Prinzen“ nicht und für seine Erziehung zur Selbstständigkeit war es nur zuträglich, wenn Richard, obwohl erst achtzehn Jahre alt, das Vaterhaus verließ. Auch er selbst hatte eine entschiedene Abneigung dagegen, seine Studien in Breslau zu beginnen. Die theologische Facultät allda haucht ihn an wie ein Eiskeller und heizt den Glauben aus wie eine Kalkgrube, wie er seinem intimsten Freunde anvertraut. Dieser Freund ist sein Vetter Ludwig Müller, den er in einem schriftlich aufgesetzten Gebete vom 26. September 1816 in Breslau neben den Eltern als „eines brüderlichen Herzens heiß geliebten Namen“ besonders Gott an's Herz legt. Ihm schreibt er am 25. August 1816 vom Bade Landeck aus: „Ich darf nur unsere Studenten betrachten, die wir voriges Jahr in die hiesige privilegierte Universitäts-Narrenmühle abgeladen haben, um davor zurückzuschauern, hier zu studiren.“ Die Revue, die er diese nun passiren läßt, deutet allerdings nicht darauf, daß das Breslauer Universitätsleben die Leute fördere und bilde. „Wie lieb es mir ist,“ heißt es dann, „daß ich nicht in Breslau, und noch mehr, daß ich in Heidelberg studire, glaubst Du kaum.“ Ich würde eben so gern noch drei Jahre auf der Dörr- und Schnitzelbank des Friedericianums sitzen als in der Eis- und Kalkgrube der Breslauer Universität. Ueberhaupt würde ich in Breslau als Student kaum etwas anderes sein als was ich jetzt bin. Aber wenn die junge Pflanze aus dem Sande Breslaus in das üppige Frühlingsgrün Heidelbergs verpflanzt wird unter Palmen, dann kann wohl dereinst auf dem schossenden Stengel die bescheidene jungfräuliche Blume christlichen Lebens und christlicher Poesie schimmern. Und daß ich unter jenen Palmen am allerwenigsten den Akademiker Joh. Heinrich Voß verstanden, glaube mir auf mein Wort. Es gibt noch andere Leute in Heidelberg und besonders die Kunst findet dort Nahrung.“ Einige Schwierigkeiten waren bei den Eltern freilich zu überwinden. Man hörte von Theuerung und Hungersnoth, von Unruhen und Judenkravallen in der Pfalz. Auch hielten die lichtfreundlichen Schlesier die Universität Karl Friedrich's für eine durchaus hinter der Zeit zurückgebliebene Jesuitenanstalt. Verwundert fragten sie, wer Richarden nach Heidelberg ziehe? „Mein guter Engel“, meint er später, hätte er diesen unzeitigen Frägern erwidern sollen. Der Vater begegnete bedenklichem Kopfschütteln und ein Freund, der Schulrath Koch, warnte ihn ausdrücklich, seinen Sohn „nach dieser Brutstätte des finstersten Mysticismus“ zu lassen. Aber eben dieser Ruf des Hochsitzes der Romantiker und Symboliker zog Richard an. Er hatte die Aufklärung satt von ganzem Herzen, da er, wie so viele Abiturienten, in erbittertem Gegensatz gegen das stand, was ihm ungeschickte Lehrer täppisch

*) Landeck, 25. August 1816 an Ludwig Müller.

hatten a
das Höc
Quellen
liche Gr
Trivialit
klärung
wäre!
Facultät
dem rati
geistige
ein han
Romanti
Umland,
der verr
baren he
noch der
Schwärm
wo das
das Pr
Romanti
jubilnd
„Daß ic
endlich f
die wür
andere.“
bereitete
und die
aufstreibe
über zu
Vater ge
und die
Bachariä
weniger
sprach a
Religion
Adepten
Nedarsta
Mutter
schöne G
die Flur

hatten aufnöthigen wollen. Während diesen eine klare, helle Lebensanschauung das Höchste war, empfand ihr Schüler ehrerbietige Schauer vor den dunkeln Quellen des Lebens und den Geheimnissen der Gottheit. Das war der eigentliche Grund, der ihn von Breslau wetrieb. Nur heraus aus dieser Luft der Trivialität und des hausbackenen Menschenverstands, in der alles auf Aufklärung hinauslief, als ob die Religion eine Illumination mit Pfenniglichtern wäre! Von der rationalistischen Weisheit, die an der von Schulz beherrschten Facultät regierte, hatte er schon vom Gymnasium her übergenug. Nicht in dem rationalistischen Preußen, sondern in dem romantischen Heidelberg lag seine geistige Heimath. Uhland gab damals mit Justinus Kerner und Karl Mayer ein handschriftliches Sonntagsblatt heraus, in dem sich ein Programm der Romantik fand, das Rothe sicher unterschrieben hätte. — „Hat denn,“ so fragt Uhland, „der stets absprechende Unglaube der neuen Zeit besseren Grund als der verrufene Aberglaube der alten? Der beständige Umgang mit dem Wunderbaren hat den Menschen von heute nur den Sinn dafür benommen und wem noch der höhere Blick geblieben, den nennen sie Schwärmer. Nun so laßt uns Schwärmer heißen und gläubig eingehn in das große romantische Wunderreich, wo das Göttliche in tausend verklärten Gestalten umherwandelt.“ War dieses das Programm der Romantik, so ist auch Richard Rothe ohne Frage ein Romantiker gewesen. Schließlich gaben die Eltern seinen Wünschen nach und jubelnd konnte Richard am 16. October 1816 seinem Vetter Müller melden: „Daß ich doch mit Dir nach Heidelberg gehen könnte, auf das ich mich unendlich freue, wenn ich denke, wie ich an dem schönsten Plätzchen Deutschlands die würdigsten deutschen Männer hören werde, Daub, Kreuzer und so viele andere.“ Wie sorgfältig er sich den ganzen Winter über auf Heidelberg vorbereitete, ersieht sich daraus, daß er alle Notizen, die er über den Lebenslauf und die Werke von Kreuzer, Daub, Fries, Paulus, Schelver, Schwarz u. A. aufstreifen kann, sich zusammenschreibt, um wohlorientirt den Lehrern gegenüber zu treten. Er wußte genau, wen und was er dort finden werde. Dem Vater gegenüber konnte er geltend machen, daß sein Freund Moritz von Schrötter, und die Söhne des Curators Neumann auch nach Heidelberg gingen, um Bachariä und Thibaut zu hören. Aber war denn für den Theologen dort weniger zu lernen? Dort lehrte Daub im Tone eines Propheten, Hegel versprach alles Sein denkend zu begreifen, Kreuzer deutete die Bräuche aller Religionen als Symbole der einen Urreligion; dorthin zog es den jungen Adepten einer romantischen Theologie. Dazu hatten seine Romantiker die Neckarstadt neu entdeckt. „Lange lieb ich dich schon, möchte dich, mir zur Lust, Mutter nennen“, konnte Rothe mit Hölderlin sprechen. Seit Matthiesson seine schöne Elegie gedichtet: „Schweigend, in der Abenddämmerung Schleier, ruht die Flur, das Lied der Haine stirbt, nur daß hier im alternden Gemäuer

melancholisch noch ein Heimchen zirpt“, haben bis herab zu dem Melancholiker Venau, für den die Ruine „der Zeiten steinern stilles Hohngelächter“ bedeutete, alle Dichter des Jahrhunderts einen Huldigungsfranz am Fuße des Heidelberger Schlosses niedergelegt. In Heidelberg selbst hatten Rothe's Lieblinge, Achim von Arnim und Clemens Brentano 1808 mit Görres ihre „Zeitung für Einsiedler“ geschrieben, die auf jedem Blatte den Ruhm Heidelberg's verkündete. „Zieh' weiter, wer da kann!“ sagte der alte Eichendorff noch in einem seiner letzten Gedichte: „Als ich dereinst in Heidelberg studirte.“ „Ihr grauen Ahnenbilder seid begrüßt!“ begrüßte 1804 Ludwig Uhland die Statuen der Kurfürsten am Friedrichsbau. Ein anderer Lieblingsdichter Rothe's, Zacharias Werner, besang den Wartthurm mit seinem mächtigen Ephen als den steinernen Bräutigam und sein Liebchen. So zog es den Jüngling nach der vielbesungenen Stadt, von wo seine Meister des Knaben Wunderhorn über die deutschen Lande ausgeschüttet, wo zwischen Thibaut's schattigem Garten unter der Burg und dem rebenumkränzten Stifte Neuburg Hatem's und Suleika's westöstliche Verse hin und her gegangen, wo Goethe's Wunderbaum, der Gingko biloba, stand, dessen Blatt dem Wanderer „tiefen Sinn zu kosten gab“. Zu Karl Friedrich's Genesungsfest hatte der verehrte Brentano den Einzug in Heidelberg mit den Worten geschildert:

Und als ich um die Ecke bog,
Ein kühl Lüftlein mir entgegenzog,
Der Neckar rauscht aus grünen Hallen
Und gibt am Fels ein freudig Schallen,
Die Stadt streckt sich den Fluß hinunter
Mit viel Geräusch und lärm't ganz munter.
Der Mond schien hell zum Thor herein,
Die feste Brück' gab klaren Schein.
Manch Bierhaus da noch offen stand,
Sie sangen als ging's für's Vaterland.

Da wollten die jungen Schlesier auch mitfangen und so brach Rothe auf nach der Stadt, nach der er sich schon lange sehnte, wie der junge Goethe nach Italien, dem Lande seiner Verheißung.

Am
Morig v
Müller r
hatte, di
fügung g
gleiter di
des lang
Eltern an
dem erste
achte. C
lahnte,
ging es i
über Mün
berg, da
berg verz
wieder an
Reisegefä
in der öf
stoßenden
fürder tre
einen höc
wissenhaft
mittag un
Abenden
Abende h
Kirchenlie
sein Gefar
Gauera